

men. Der Erfolg der neuen Zugeständnisse hänge davon ab, ob die Uiländer sich in großer Zahl als Bürger einschreiben lassen würden. Der ausführende Naad habe Hofmeyr und Fischer versichert, daß in diesem Jahre nicht beabsichtigt werde, andere neue Sitze im Volksraad zu schaffen, als die für die Uiländer. Sollten später neue Sitze geschaffen werden, so würde man die Rechte der Uiländer voll berücksichtigen.

Was die Verschiffung von Dumdum-Kugeln nach Südafrika betrifft, so stellte während der Verhandlungen im englischen Parlament über die transvaalischen Angelegenheiten der Fre Davit die Frage, ob die Soldaten in Südafrika mit diesen bewährtesten Dumdumgeschossen bewaffnet werden sollten. Der Staatssekretär des Krieges antwortete hierauf, daß diese Geschosse allerdings jetzt auch in England hergestellt würden und nach Südafrika verfrachtet worden seien. Diese Auskunft soll im Hause großes Aufsehen erregt haben, was wohl begreiflich erscheint, namentlich wenn man erwägt, daß die Verschiffung der Dumdumgeschosse, also doch auch die Absicht, sie zu verwenden, gerade in die Zeit fällt, wo die Friedensconferenz sich in schärfster Weise gegen sie ausgesprochen hat. Bekanntlich hatten in der Sitzung der militärischen Untercommission vom 31. Mai die Delegierten Rußlands, Frankreichs und Rumäniens den Antrag gestellt, die Anwendung derartiger Geschosse zu verbieten. Selbst der englische Vertreter wagte nicht, unbedingt und grundsätzlich für die von seiner Regierung eingeführten und angewandten graufamen Geschosse einzutreten, wohl aber versuchte er, ihre Anwendbarkeit wenigstens im Kampfe gegen wilde Völkerschaften durchzusetzen. Von keiner einzigen Seite fand er hierbei Unterstützung, und als es zur Abstimmung kam, wurde der englische Antrag mit allen gegen die einzige englische Stimme verworfen, wobei Oesterreich und Italien sich allerdings der Abstimmung enthielten. Im späteren Verlauf der Verhandlung wurde dann noch beschlossen, die Bestimmungen der Petersburger Convention, so weit sie den Gebrauch von Sprenggeschossen aus Handfeuerwaffen verbieten, ausdrücklich auch auf Kriege mit wilden Völkerschaften auszudehnen. Diese offene Verurteilung der Dumdumgeschosse durch die ganze civilisirte Welt scheint aber auf England nur geringen Eindruck gemacht zu haben, da es in der Fabrikation derselben ruhig fortfährt. Früher wurden diese Geschosse nur in einer Regimentspatronenfabrik in Indien hergestellt, jetzt scheint man sie aber auch nach Europa übertragen zu haben. Vielleicht ist die Frage gestattet, welches denn die „uncivilisirte Völkerschaft“ in Afrika sein mag, gegen die die Verwendung dieser Geschosse in Aussicht genommen ist.

Zur Freilassung des Generals Giletta. Der italienische General Giletta, dessen Begnadigung angekündigt wurde, befindet sich schon auf freiem Fuß und hat das französische Gebiet verlassen. Die Oppositionspresse ist darüber entrüstet und macht der Regierung die bittersten Vorwürfe. Die „Libre Parole“ nennt die Maßregel einen Hochverrath, dessen der Präsident der Republik und das Ministerium sich schuldig machen, will sich aber nicht darüber wundern, daß zu einer Zeit, in der die Regierung nur die Rehabilitirung eines Verräthers im Sinne hat, der Spion Giletta nach vierzehntägiger Haft auf freien Fuß gesetzt wird. Der „Intransigent“ spricht nicht anders, und Tudeb schreibt im „Petit Journal“:

Anschaulicher hätte man der feindlichen Spionage unmöglich das Heimathrecht bei uns einräumen können. Diese glauben ihre Pflicht zu thun, indem sie die Wänder der Generalsitabe des Dreiebundes aufdecken und dann und wann einen ihrer schamlosesten Agenten verhaften ließen. Jetzt sind sie des Irthums überführt. Es lag uns keineswegs daran, Herrn Giletta für ewige Zeiten hinter Schloß und Riegel zu behalten. Da aber die über ihn verhängte Strafe sehr gelinde war im Vergleich zu seinen Thaten, so dachten wir, unsere Minister würden wenigstens so viel Schamgefühl besitzen, um nicht sogleich den gebieterischen Auforderungen aus Rom und Berlin zu gehorchen. Der Feldzug, der im Auslande zu Gunsten von Dreyfus geführt wird, zielt hauptsächlich darauf ab, die Organisirung unserer Landesvertheidigung zu zerrütten. Unsere Gegner haben schon namhafte Erfolge zu verzeichnen, aber sie geben sich damit noch nicht zufrieden und wollten eine vollständige Capitulation haben, die ihnen in unbeschränktem Maße gewährt wurde. Nach den ungerechtfertigten Gewaltthaten, deren Opfer der Hauptmann Romani war, nach den zahllosen Mactereien, die wir an der Alpenzüge geduldet hinnehmen, wäre etwas mehr Würde und etwas weniger Zuvorkommenheit unsererseits geboten gewesen. Wir sind jetzt einiger Maßregeln der Härte gegen die Beamten gewärtig, die so verwegen waren, den Spaziergänger auf frischer That zu ertappen und seine Verurtheilung zu veranlassen.

Der „Figaro“ lobt hingegen die „internationale Courtoisie“ der französischen Regierung gegenüber der italienischen, die den Operationen des Generals Giletta, wie die Proceßverhandlungen beweisen, gänzlich fremd war. Man habe, fügt das Blatt hinzu, Grund zu der Vermuthung, General Giletta werde demnächst von einer Disciplinarstrafe betroffen werden, die zeige, daß er ganz auf eigene Faust handelte.

In Serbien regiert der „Schrecken“ weiter. Für die Zeitungen wurde die Präventurcensur eingeführt. — Officiös wird behauptet, daß gegen den verhafteten Obersten i. R. Wlojko

Nikolitsch, der von dem Urheber des Anschlags angeblich als Hauptanführer bezeichnet wird, bereits ein erdrückendes Beweismaterial vorliege. Nach einer Meldung der „Male Kovine“ sollen bei Knezewitsch Chiffren für die Correspondenz gefunden worden sein, die er mit seinen Auftraggebern geführt hat. Die Untersuchungsbehörde befindet sich jedoch noch nicht im Besitze des Chiffrenschlüssels.

Der „Pester Lloyd“ richtet eine ernste Mahnung an die Belgrader Nachthaber. Eine Rachepolitik gegen die radicale Partei würde nicht bloß unzuweckmäßig, sondern auch ungerecht und verderblich sein. Das ungarische Blatt fährt dann fort:

Rebenbei wollen wir noch bemerken, daß von einem Einflusse Oesterreich-Ungarns in dieser Sache, die gewiß zu den inneren, ja sozusagen zu den innersten Angelegenheiten Serbiens gehört, nicht wohl gut die Rede sein könne. Die serbischen Radicals haben, so oft sie am Ruder waren und auch in der Opposition stets die Fernhaltung jedes fremdmächtlichen Einflusses auf die heimischen Angelegenheiten Serbiens vertreten, und die österreichisch-ungarische Politik für ihren Theil hält aus wohlverwogenen, in dem eigenen Interesse und in den Rücksichten für den allgemeinen Frieden begründeten Motiven seit Jahrzehnten an diesem Grundsatz fest. Ihn zu verlassen, ist auch jetzt kein triftiger Anlaß gegeben, zumal die serbische Regierung auch ohne fremde Anleitung der Erkenntniß sich nicht verschließen dürfte, daß in Sachen der Justiz die Politik aus dem Spiele zu bleiben habe.

Bei einer Besprechung der Cerruti-Angelegenheit erklärte der „Popolo Romano“ unter Hinweis darauf, daß das der Regierung von Columbien gestellte Ultimatum abläuft, Columbien habe alles gethan, was man vernünftigerweise von ihm verlangen konnte. Denn es habe den Gläubigern Cerruti's die Zahlung von 120 Procent ihrer ursprünglichen Forderungen angeboten. Die Mehrzahl der Gläubiger seien auf dies Anerbieten eingegangen, für die übrigen sei der entsprechende Betrag auf der englischen Gesandtschaft in Bogota hinterlegt worden. Infolge dessen habe die italienische Regierung beschlossen, alle Zwangsmahregeln zu vertragen, gleichzeitig aber bezüglich derjenigen Gläubiger, welche ihre Zustimmung noch nicht gegeben haben, Vorbehalte gemacht, auf welche Columbien eingegangen sei, um auf diese Weise eine vollständige und schnelle Ausführung des Schiedspruches Cleveland's sicher zu stellen.

Nach einer Meldung der Agence Havas aus Pretoria besteht der abgeänderte Entwurf bezüglich des Wahlrechts, der jüngst dem Volksraad der südafrikanischen Republik unterbreitet wurde, aus 10 Artikeln. Der erste Artikel bestimmt, daß jeder männliche Ausländer, welcher das siebenzehnte Lebensjahr erreicht hat, die Naturalisirungs-Urkunde erhalten kann, wenn er während eines bestimmten Zeitraums in Transvaal gewohnt hat, ohne zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden zu sein, und wenn er gewisse Bedingungen bezüglich der Steuerzahlung erfüllt. Die folgenden Artikel bestimmen, daß die Naturalisirung nach einem zweijährigen und das volle Wahlrecht nach einem fünfjährigen ständigen Aufenthalt im Lande eintreten kann. Die Ausländer, welche in Transvaal vor der Veröffentlichung des Gesetzes gewohnt haben, können das volle Wahlrecht neun Jahre nach ihrer Ankunft oder fünf Jahre nach der Veröffentlichung des Gesetzes erlangen, es sei denn, daß sie schon früher wenigstens sieben Jahre lang im Lande gewohnt haben. Die Bürger, welche früher schon naturalisirt worden sind, können das volle Wahlrecht fünf Jahre nach der Naturalisirung erlangen. Die Söhne der neuen Bürger befinden sich in der Rechtelage ihrer Väter. Die in Transvaal geborenen Ausländer können im Alter von sechzehn Jahren naturalisirt werden, um im Alter von zwanzig Jahren das volle Wahlrecht zu erhalten. Nur die Weißen können das Wahlrecht erlangen.

Z u l a n d.

St. Petersburg.

Telegramm Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Feodorowna. Der Metropolit Antoni von St. Petersburg erhielt auf sein an Ihre Majestät die Kaiserin Maria Feodorowna anlässlich des Todes Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Thronfolgers Georg Alexandrowitsch gerichtetes Beileidstelegramm folgende Antwort:

„Ich bin Ihnen, Wladysko, tief dankbar für Ihre Theilnahme an meinem unermeßlichen Schmerz.

Maria.“

Das Telegramm des Metropoliten hatte folgenden Wortlaut:

„Allerfrömmste Herrscherin! Freude und Leid gehen im Leben nebeneinander. Gestern waren wir Alle voll Freude, heute vergehen wir Thränen. Der Herr hat Ihnen eine neue Prüfung auferlegt. Dem verbliebenen Cäsarewitsch sei ewiges Gedenken bewahrt. Wir beten um den Frieden seiner Seele in den lichten Gefilden des Himmels. Ihnen aber gebe der Allerhöchste Kraft, den Kummer in gläubigem Gebet und in christlicher Ergebung in die göttliche Vorsehung zu tragen.

Ihr demüthig ergebener Fürbitter,
Metropolit Antoni.“

Gerüchte, daß an ein Getreideausfuhrverbot gedacht werde, sind im Laufe dieses Frühjahrs wiederholt aufgetaucht und auch ebenso wiederholt und kategorisch in den officiellen Blättern des Finanzressorts in Abrede gestellt worden. Dieser Standpunkt der Regierung, schreibt man dem „Rig. Tagbl.“ aus St. Petersburg, ist auch völlig begründet. Man hat die Wunden, welche das Wjshnegradsk'sche Ausfuhrverbot dem russischen Getreidehandel geschlagen, noch immer nicht geheilt, man hat einen Theil der ausländischen Abnehmer anscheinend für immer verloren und den internationalen Getreidehandel an die Vorstellung gewöhnt, daß man sich zur Noth auch ohne Rußland behelfen könne, was man für unmöglich gehalten hatte, bevor die von Wjshnegradsk geschaffene Praxis diese Möglichkeit erwies. Zudem kann auch nicht gesagt werden, daß Rußland unter dem Zeichen der Getreidenoth steht, so lange selbst noch in Petersburg 9 Pud Roggen für 7½ Rbl. bis 7 Rbl. 80 Kop. zu haben sind. Wir haben nur in einem größeren Gebiet eine schwere Misere und deshalb in diesem, weil die Bevölkerung keine Hilfsquelle für den „schwarzen Tag“ besitzt, eine arge Hungersnoth, während im ganzen Reiche noch Getreide genug und zwar zu verhältnißmäßig billigen Preisen vorhanden ist. Ein Ausfuhrverbot würde, wie die Praxis gleichfalls ergeben hat, diesen Preis im Großhandel kaum wesentlich herabsetzen. Die großen Händler würden das Getreide unter Beugung des Ausfuhrverbots von den kleinen Bauern billig aufkaufen und mit seiner Abgabe warten. Leiden würde also nur der kleine Bauer der Gegenden, in denen eine gute Ernte war, während der Nothstanderayon nichts gewinnen würde. Mit oder ohne Ausfuhrverbot, das Getreide muß für ihn doch auch gekauft werden und es handelt sich dabei gar nicht um die Frage, ob in Rußland genug Getreide vorhanden ist oder nicht (ein solches Vorhandensein kann von Niemand angezweifelt werden), sondern um die ganz andere Frage, ob genügend Geld vorhanden ist, um das Nothstandsgebiet in ausreichender Fülle mit dem zu versorgen, was dasselbe nicht besitzt.

Kasan. Ueber die Verunreinigung des Wolgawassers berichtet die „Моск. Вѣд.“ nach dem „Казанск. Тел.“

Es ist betrieblend feststellen zu müssen, daß die beständige Verunreinigung der Wolga mit dem raschen Herannahen eines neuen Uebels für die Bewohner des Wolgagbietes droht. Alle Fischer klagen darüber, daß der Fischreichtum mit jedem weiteren Jahre abnimmt; die Krebse sind fast ganz verschwunden. Und das ist kein Wunder. Die Ursachen dieser Klagen werden uns verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie groß die Verunreinigung durch den Lasttransport ist. Die Wolga ist die Hauptader dieses Transports, da auf ihr die weitaus größten Massen dieses Materials befördert werden. — Es ist nicht unbekannt, daß bei dem Transport ein Durchsickern der Last stattfindet. Dieses Durchsickern ist bei den alten hölzernen Fahrzeugen am bedeutendsten, geringer schon bei den neueren hölzernen Barken und am geringsten bei den eisernen Fahrzeugen, die ausschließlich der Firma Nobel zugehören. Rechnet man diesen Verlust zu 3%, so sind nach den Berechnungen Grimm's im Jahre 1887 nicht weniger als 1,200,000 Pud Last in die Wolga geflossen, ungerichtet die gewaltigen Massen Petroleum. Derselbe Grimm theilt mit, daß sich in einigen Buchten des Stromes die Last in solcher Menge ansammelt, daß die Uferbewohner ihren Hausbedarf von der Oberfläche des Wassers schöpfen. Der Schaden, der durch die Verunreinigung der Wolga verursacht wird, geht aber noch weiter. Die Untersuchungen des Arztes Scharnowski haben festgestellt, daß das Wasser schon jetzt für den Gebrauch untauglich sei. Der genannte Arzt, welcher seine Beobachtungen bereits seit längerer Zeit anstellt, hat sich dahin ausgesprochen, daß das Wolgawasser bis zum Jahre 1890 noch genossen werden konnte, seitdem aber einfach ungenießbar geworden sei und, speziell bei Leuten mit schwachem Magen ziemlich heftige Erkrankungen hervorrufe. Eine derartige Verschlechterung des Wassers sei dem in dem letzten Jahrzehnt besonders gestiegenen Lasttransport zuzuschreiben. Das Blatt hält den Erlaß von gesetzlichen Bestimmungen für angebracht, die einer ferneren Verunreinigung der Wolga entgegenwirken, so unter Anderem das Verbot der Lasttransporte in Holzbarken.

Schlusserläuterungen zum neuen Gewerbesteuergesetz.

(Aus der St. Pet. Ztg.)

II.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir in Ergänzung unserer letzten Ausführungen in Sachen der Gewerbesteuer heute hinzufügen, daß die Beträge der Repartitionssteuer auf legislativem Wege alle drei Jahre für das ganze Reich festgesetzt werden; die Vertheilung derselben auf die einzelnen Gouvernements und Gebiete des Reiches geschieht alljährlich auf dem von uns angegebenen Wege, d. h. nur mit Genehmigung des Finanzministers. Eine Abweichung vom ursprünglichen Wortlaute des Gesetzes findet sich doch in der Instruktion. Im § 120 des Gewerbesteuergesetzes heißt es hinsichtlich der Bestätigung der auf die einzelnen Gouvernements und Gebiete alljährlich vertheilten Beträge der Repartitionssteuer: Die bezüglichen Bestimmungen der Session treten mit Bestätigung des Finanzministers nach Einvernehmen in den bet. Fällen (съ подожжанъмъ оубавомъ) mit den Ministern des Innern, des Krieges, der Landwirtschaft und der Reichsdomä-

nen, sowie mit dem Reichscontroller in Kraft. In der Instruktion § 74 Punkt 3 (Nr. 70 der „Gesetzesammlung“, S. 4005) heißt es dagegen an Stelle „in den betreffenden Fällen“ — „im Bedarfsfalle“ (въ случаѣ надобности), d. h. die die Resolution der Session wird vom Finanzminister beauftragt und das Einvernehmen mit den zuständigen Ressorts erfolgt nur im Bedarfsfalle.

Wenden wir uns nun zur weiteren Besprechung der in Rede stehenden Schlusserläuterungen zum Gewerbesteuergesetz, so müssen wir zunächst vorausschicken, daß die meisten Punkte derselben das Verfahren der Steuerbehörden untereinander, sowie ihre Thätigkeit im Allgemeinen regeln und somit für einen weiteren Leserkreis nur wenig Interesse bieten, da sie sich auf den inneren Gang des bürokratischen Mechanismus beziehen. Nur das eine sei hervorgehoben, daß der Gesetzgeber in ihnen die Steuerbeamten auf die Wichtigkeit ihrer Arbeit hinzuweisen sucht und immer wieder den einen Grundgedanken durchführt, daß die Steuerbehörden sehr vorsichtig, genau und vor allen Dingen gerecht bei der Aufstellung der Steuerbeträge verfahren müssen, um auf der einen Seite den Steuerzahler nicht unnötig zu belasten und auf der anderen — den Fiskus nicht zu schädigen.

Zu Gemäßheit dieses letzteren Prinzips gestaltet sich die Aufstellung der Repartitionssteuerbeträge und die Vertheilung derselben auf die einzelnen Gouvernements und Gebiete sehr komplizirt und die Repartitions-Sessionen und Kameralhöfe werden es in diesem Falle gewiß nicht leicht haben, um so mehr, als nicht nur in Rußland, sondern selbst im Auslande eine ordentliche Statistik aller Handels- und Gewerbeunternehmen fehlt. Durch die Repartitionssteuer wird Rußland zur Aufstellung einer solchen Statistik gezwungen; bei dem Mißtrauen, welches in unseren kaufmännischen Kreisen gegen das Verlangen der Regierungsorgane herrscht, daß genaue Angaben der Jahresumsätze und Gewinne seitens der Geschäftswelt gemacht würden, wird — so fürchten wir — wenig Positives herauskommen und die russische Statistik der Handels- und Gewerbeunternehmen wird auf besondere Zuverlässigkeit wohl kaum Anspruch erheben können.

§ 122 des Gewerbesteuergesetzes bestimmt, daß Handels- und Gewerbe-Etablissements und persönliche gewerbliche Beschäftigungen von den Repartitions-Sessionen nach der Art und Weise des Handels und der anderen Gewerbe in Gruppen eingetheilt werden, wobei die Session für jede Gruppe einen Prozentsatz des Durchschnitts-Gewinns von dem Umsatz festsetzt. In der Instruktion wird nun anseinerstellig, daß diese Eintheilung zum Zwecke hat, eine gleichmäßige Klassifikation und Nomenklatur der Handels- und Gewerbe-Unternehmen eines jeden Gouvernements nach einzelnen Arten festzustellen, um den Prozentsatz des Durchschnitts-Gewinns für jede Gruppe bestimmen zu können. Als Material für die Aufstellung der gen. Klassifikation dienen die von den Steuerinspektoren und ihren Gehilfen im Laufe eines Jahres gesammelten, in den örtlichen Repartitions-Sessionen genehmigten und dem Kameralhof zugestellten Daten. In eine Gruppe sind nach ihrem Charakter und ihrem Ertrag gleichmäßige Arten des Handels und der Gewerbe aufzunehmen. Der Handel kann in der Klassifikation in folgende Arten getheilt sein: in den Handel mit Getreide, mit Holz, mit Manufaktur- und sonstigen Waaren, wobei diese Hauptgruppen hinwiederum in folgende Untergruppen eingetheilt werden können: in den Handel mit Weizen, Roggen, Leinwand, Seiden-, Baumwollstoffen u. s. w. Nach demselben Prinzip kann die Industrie klassifizirt werden, so z. B. in Gruppen der Baumwollen-, Wollenwaaren, Seiden-, Tabakfabriken, Brauereien, Zinn- und Eisenwerke; Feinere Uhren-, Juwelier-, Schneiderwerkstätten, Bäckereien, Fischerei-, Fahrzeugwerke u. s. w. u. s. w.

Man ersieht aus diesem Umriss, welche hohe Anforderungen das Gesetz an unsere Steuerbeamten stellt; damit aber das großartige Beginnen unserer Regierung, eine brauchbare Handels- und Gewerbestatistik zu Zwecken der Besteuerung zu schaffen, von wirklichem Erfolg gekrönt werde und nicht bloß ein Zahlenwerk ohne jegliche finanzrechtliche Bedeutung bleibe, müßten die Steuerbeamten eine andere Vorbildung haben. Absolventen unserer juristischen Fakultäten, wo das nationalökonomische und insbesondere statistische Studium nur noch unvollkommen betrieben wird, werden unserer Meinung nach ihrer durch das neue Gewerbesteuergesetz an sie gestellten Aufgabe nur mit großer Mühe, vielleicht auch garnicht gerecht werden können. Da sollten wir wiederum an das Aufleben des reinen staatswissenschaftlichen Studiums (Cameralia) an den russischen Universitäten denken, wie es einst in Dorpat (Jurjew) gepflegt wurde. . . . Doch das nebenbei, und kehren wir zur Instruktion zurück.

Die Instruktion beschäftigt sich ziemlich ausführlich mit dem in § 122 des Gesetzes erwähnten Prozentsatz des Durchschnitts-Gewinnes vom Umsatz und meint zunächst, daß dieser Prozentsatz von den örtlichen Repartitions-Sessionen alljährlich spätestens bis zum 1. März pro Gruppe festgesetzt und an die allgemeine Session des Kameralhofes zur Bestätigung eingesandt werden müsse. Was gilt aber als Durchschnittsgewinn (средняя прибыль)? In der Instruktion wird dieser Begriff so definiert: als Durchschnittsgewinn der Unternehmen gilt der am meisten in einer bestimmten Gegend übliche Ertrag (доходность), welchen unter normalen Verhältnissen eine beliebige Gruppe des Handels und der Industrie bringen kann, oder mit anderen Worten — die Fähigkeit eines Handels des jährlichen Umsatzes einen Reingewinn zu

bringen, welcher von einem Unternehmen nach Deckung der für die Führung desselben nötigen Ausgaben erzielt wird.

Die Steuerinspektoren und deren Gehilfen sammeln alljährlich bei der Prüfung des Handels und der Industrie sowie der Angaben über die Umsätze und insbesondere bei der Durchsicht der Handelsbücher die nötigen Daten über den Gewinn, der für jede Gruppe und Art des Handels und Gewerbes festgesetzt werden muß, nach einigen besonders typischen Etablissements, hinsichtlich deren Grund vorhanden ist zu glauben, daß die sie betreffenden Daten als am meisten zuverlässige gelten dürfen. Bei Bestimmung des Prozentsatzes des Durchschnittsgewinns müssen außer den genannten Daten noch solche von Vertretern des Handels und der Industrie berücksichtigt werden und über den festgesetzten Satz muß ein besonderes Journal geführt werden, in dem genau angegeben wird, auf Grund welcher Daten der Prozentsatz des Durchschnittsgewinns pro Gruppe aufgestellt wurde.

Wir sehen, daß im Gesetz immer wieder vom "Durchschnittsgewinn vom Umsatz" die Rede ist. § 126 des Gewerbesteuergesetzes zählt fünf Punkte auf, die als Basis für die Bestimmung des Umsatzes der Unternehmen und persönlichen gewerblichen Beschäftigungen maßgebend sind. — In der Instruktion wird auch hierin größere Klarheit geschaffen. — In einer Anmerkung zu P. 9 des § 80 heißt es: „als Umsatz in industriellen Unternehmen gilt der Bruttowert nicht der verarbeiteten sondern der sowohl unmittelbar aus dem Unternehmen selbst oder aus den bei demselben bestehenden Niederlagen und Speichern verkauften Waaren, selbst wenn für sie die Hauptgewerbesteuer nicht gezahlt ist, — ferner der Werth der Erzeugnisse und Waaren, die entweder an andere Etablissements abgelassen oder auf Auktionen geliefert oder auch auf Jahrmärkten verkauft worden sind. Punkt 10 desselben Paragraphen der Instruktion verwallständigt den Begriff des Umsatzes für Bankkomptoirs, Leihkassen und Wechselstuben dahin, daß als solcher der Bruttoertrag aus allen im Laufe des verlossenen Jahres aktiven Operationen, wie z. B. aus dem Wechselgeschäft, der Gewährung von Darlehen gegen Werthpapiere, aus dem Kauf und Verkauf von Werthpapieren, aus Tratten, aus dem Wechsel von Geld und Werthpapieren, sowie aus anderen Bank-, Kommissions- und Versicherungsoperationen gilt.

Punkt 11 des gen. Paragraphen 80 endlich bestimmt noch, — was sich im Gesetze gar nicht vorfindet, — daß als Umsatz der Kommissionsunternehmern, sowie der persönlichen gewerblichen Beschäftigungen der Börsenmakler und Notare und der Speditoren ihr Jahreserdienst gilt.

Dr. A. M.

Tageschronik.

Das Eintreffen des Herrn Finanzministers in Warschau wird nach den Informationen der „Gaz. Handl.“ am 28. dieses Monats erwartet. Danach dürfte also, wenn das anfängliche Reiseprogramm mit Abänderung der Daten beibehalten wird, die Ankunft des Herrn Ministers in Lodz etwa am 31. Juli erfolgen.

Auf Grund des Allerhöchst bestätigten Reichsraths-Gutachtens über die Ersetzung der Quartiersteuer in den Gouvernements des Königreichs Polen durch andere Abgaben hat der Warschauer Cameralhof beschlossen, daß die Rauchfangsteuer in den Städten der drei ersten Kategorien in einer Höhe von 13 1/2 Prozent von der Hälfte der jährlichen Bruttoeinkünfte von den Häusern erhoben werden soll. Bei denjenigen Häusern, die jährlich nicht mehr als 160 Rbl. eintragen, ist die Rauchfangsteuer auf 8 Rubel jährlich zu normiren.

Im Hinblick auf den zu erwartenden Besuch des Herrn Finanzministers ist die Aufmerksamkeit der hiesigen Kaufleute und Industriellen auf eine Reihe von Mängeln im ökonomischen Leben des hiesigen Gebiets zu lenken, um deren Beseitigung sie bei geeigneter Gelegenheit den Herrn Minister ersuchen könnten. Vor allen Dingen, meint die „Gaz. Los.“, müsse eine Erleichterung des Geldumsatzes angestrebt werden, die durch Einführung von Neuerungen, wie z. B. Gründung von Abrechnungs-Palaten und Checkorganisation, oder durch Beseitigung der vielen Formalitäten, die die Freiheit des Handels gegenwärtig beschränken, zu erreichen wäre. Die Hilfe der Reichsbank ist in weiterem Umfang als bisher wünschenswert. Heute hat dort die bürokratische Seite das Übergewicht über die praktische; der kommerzielle Charakter vieler Operationen wird nicht berücksichtigt, Schema und Formel herrschen dort, wo die Anforderungen des praktischen Lebens das einzig ausschlaggebende Element sein müßten. Die Transakt- und Diskont-Operation erleidet durch das Kankeinwesen, das zu den Bedürfnissen der Geschäftswelt im crassesten Maße verspricht steht, große Verzögerung. Wünschenswert wäre ferner eine Erleichterung des Credits nach dem Muster der Banken Westeuropas, die nicht durch allzu enge, im Prinzip vielleicht gerechte, in der Praxis aber unmöglich anwendbare Instruktionen eingengt sind. Vergänglich wartet ferner die ganze Geschäftswelt schon lange auf ein Firmen-Register, eine Art mobile Hypothek, die im Westen so hervorragende Dienste leistet und zum rationalen Einwirkungen ökonomischer Organismen unentbehrlich ist. Ohne Firmenregister giebt es keine Sicherheit des Credits, ohne diese kein Vertrauen, auf dem der ganze Handel

beruht. Von ausländischen Capitalien, deren Zufluß beiden Theilen so große Vorteile bringen könnte, wird soviel gesprochen; man darf sich aber über eine gewisse Reserve nicht wundern, wenn keine öffentlichen Institutionen, die eine Bürgschaft für die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten geben, vorhanden sind. Wir meinen die Büden der Handelsgesetzgebung. Das Gesetz über die Insolvenz stammt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und ist ein Anachronismus, wie man ihn in anderen Staaten nicht findet.

In einer Sitzung des Conseils des Warschauer Generalgouverneurs am 12. Juli wurde unter anderem die Frage der Einführung elektrischer Beleuchtung in Lodz berathen.

Mit Rücksicht auf die Erklärung des Lodzer Magistrats und der Petrikauer Gouvernements-Regierung, daß der Stadt im Falle der Ersetzung der Gasbeleuchtung durch elektrische Beleuchtung vor Ablauf des Contracts ein Proceß mit der Gasanstalt drohe, dessen Ausgang zweifelhaft sei, hielt das Conseil es für zweckentsprechend, die Entscheidung der Frage der elektrischen Beleuchtung von Lodz bis zum Jahre 1909, d. h. bis zum Ablauf des Contracts mit der Gasanstalt zu verlagern. Zugleich fand das Conseil, daß die Ueberlassung elektrischer Energie an Privatpersonen sowohl zu Beleuchtungszwecken, wie auch als Betriebskraft im Interesse der Bevölkerung, vorzugsweise aber für die Kleinindustrie, wünschenswert erscheint, und sprach sich daher für die Einrichtung und Exploitation einer elektrischen Centralstation in Lodz unter solchen Bedingungen aus, daß das Unternehmen völlig unabhängig von der Gasanstalt, auf der Basis freier Konkurrenz mit der letzteren, existiren könne. Mit Rücksicht jedoch auf die infolge dessen in den ursprünglichen Concessionsbedingungen vorzunehmenden Aenderungen muß laut Meinung der Commission ein neuer Wettbewerb um die Concession angeschrieben werden, wobei die früheren Bewerber, die Firma Siemens & Halske und die Gruppe Lodzer Industrieller, zum Wettbewerb zugelassen seien.

Die für vorgestern seitens des Comités der Vorhut-Casse Lodzer Industrieller einberufene Repräsentanten-Versammlung war wegen ungenügender Anzahl der anwesenden Repräsentanten nicht beschlußfähig und wird demnach eine zweite Versammlung für den 28. Juli a. c. anberaumt, welche ohne Rücksicht auf die Beteiligung beschlußfähig sein wird, und wäre zu wünschen, daß die Herren Repräsentanten für die zweite Versammlung mehr Interesse bekunden.

Thierquälerei. Während unsere Polizei scharf darauf sieht, daß einspännige Droschken in der Stadt nicht mehr als drei erwachsene Passagiere aufnehmen, nehmen es die auswärtigen Fuhrleute in Folge mangelnder Aufsicht auf den Landstraßen sowie in den Dörfern und den Nachbarkräden nicht sehr genau und packen soviel Personen auf, als nur irgend Platz haben. Ganz besonders aber werden die fast ohne Ausnahme abgetriebenen elenden Pferde nach Eintritt der Dunkelheit gequält und wenn sich die Herren Mitglieder des Thierschutz-Vereins manchmal der Mühe unterziehen wollten, vor den Thoren der Stadt einen beobachtenden Posten einzunehmen, sie würden Protokolle in Massen aufzunehmen haben, denn es ist gar nicht selten, daß man einspännige Brittschen mit 10—12 Personen besetzt sieht. Daß die armen Pferde nur durch fortwährende Peitschenhiebe zum Fortschleppen einer solchen Last zu bewegen sind, ist selbstverständlich und der Thierschutz-Verein würde ein gutes Werk thun, wenn er dieser Thierquälerei endgültig ein Ende machte.

Veitiation. In der Detektiv-Abtheilung bei der Kanlei des Polizeimeisters werden am 9. (21.) Juli um zwölf Uhr Mittags verschiedene Dieben abgenommene Gegenstände, darunter Kleidungsstücke, Wäsche, Garne, Gefäße, Uhren, Gold- und Silberfachen u. dergl. mehr öffentlich verkauft werden.

Die Eisenbahn-Bewaltungen Polens haben vom Eisenbahn-Departement die Vorschriften erhalten, daß alle Freibillette, die den auf der Bahlinie arbeitenden Unternehmern und Arbeitern verabfolgt werden, mit einer Photographie der Inhaber versehen sein müssen, damit sie nicht, wie das in letzter Zeit häufig vorgekommen ist, von dritten Personen benutzt werden können.

Berichtigung. Unserm gestrigen Bericht über die freiwillige Versteigerung der Steigert'schen Grundstücke stellen wir dahin richtig, daß nicht die Grundstücke der Gottfried Steigert'schen Erben Petrikauerstraße № 157 und 159, sondern die den Erben von Jakob Steigert sen. gehörigen Grundstücke, Petrikauerstraße № 231 (695) und 233 (694) verkauft worden sind. Das erstgenannte Grundstück erstand Herr Jakob Steigert allein, das zweite sämmtliche Erben von Jakob Steigert sen.

Das zehnte Symphonie-Concert des Quast'schen Orchesters in Helenenhof brachte uns die schon früher einmal aufs Programm gefehlte, aber noch nicht zur Aufführung gekommene sechste Symphonie von Beethoven. Der große Meister begiebt sich hier auf das Gebiet der Tonmalerei, auf dem er später so viele und so berühmt gewordene Nachfolger gefunden hat. Wie der Name pastorale sagt, entwirft die Symphonie eine Reihe von Bildern aus dem Landleben, die mit künstlerischer Hand skizziert und bis ins kleinste Detail hinein meisterhaft durchgeführt sind. Ganz besonders ansehnlich wird das Gemälde im zweiten Satz, der „Scene am Bach“, wo die immer wiederkehrende Sechzehntel-Begleitung das Wellengemurrel des Baches mit unverkennbarer Deutlichkeit veranschaulicht und Kuckuckruf, Nachtigallen-

Gezwitzcher und Hirschenchälmeien das Ihre dazu beitragen, das Gemälde noch farbiger zu gestalten. Beethoven zeigt uns, daß er auch in der Tonmalerei Erhabenes, Unergängliches zu schaffen weiß. Wenn trotzdem die Pastoral-Symphonie unserm subjektiven Geschmack weniger zupakt als ihre acht berühmten Schwestern, so ist der Grund dafür leicht zu finden. Er liegt in einer gewissen Monotonie, die schon im ersten Satz bemerkbar, im zweiten aber noch auffallender ist und den Reichtum des Gedankens ungünstig beeinflusst hat.

Was die Aufführung betrifft, so war dieselbe nicht ganz so präcise, wie sie es bei längerem Studium wohl hätte sein können. Im ersten (bei der Wiederholung des ersten Theils) und im letzten Satz waren verfrühte Einsätze störend und verließen dem Ganzen den Eindruck des Unfertigen. Dafür war aber die Wiedergabe des zweiten und dritten Satzes eine meisterhafte, obwohl gerade der letztgenannte, dritte Satz bei der Ausführung erhebliche Schwierigkeiten bietet. Im Allgemeinen können wir uns auch diesmal mit den Leistungen des Orchesters sehr wohl zufrieden erklären und für die Vorführung eines so erhabenen Werkes, wie es eine Beethoven'sche Symphonie ist, Herrn Capellmeister Quast nur Dank wissen.

Aus dem reichhaltigen Programm heben wir ferner noch einige Nummern hervor. Beethoven's Trauermarsch aus der dritten Symphonie, der das Concert eröffnete, wurde in sehr lobenswerther Weise zu Gehör gebracht; Saint-Saens, der in keinem Programm fehlt, war diesmal durch eine seiner schwächsten Werke vertreten, eine Tarantelle für Flöte und Clarinette mit Orchesterbegleitung, die für den beiden Solisten mit achtunggebietender Technik vorgetragen wurde; doch vermochte diese nicht den Zuhörer über die flache Gehaltlosigkeit des Stücks hinwegzutäuschen. Erwähnt sei noch, daß das Orchester der sehr schwierigen Aufgabe der Begleitung glänzend gerecht wurde. Von Richard Wagner brachte uns der Abend zwei ergreifend-schöne Pöcken, das Vorspiel zu den „Meisterfingern“ und den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung“. Mendelssohn's bekannte und beliebte Ouverture zum „Sommerabendstraum“ wurde in trefflicher Weise zu Gehör gebracht, mit seltener Reinheit der Intonation in den getheilten Stimmen. Endlich erwähnen wir noch aus dem ersten Theil des Programms das reizende, durchweg con sordini gehaltene Andante cantabile für Streichorchester von Tschaiwowski, dessen zart vorgetragene zauberisch schöne Weisen einen tiefen Eindruck hinterließen.

Zu bedauern war, daß der Genuß des in den vorderen Reihen sitzenden Publikums durch lärmende Kinder, darunter auch solche sehr reifen Alters, wiederholt gestört wurde. Die Ermahnungen des Wächters fruchteten natürlich nichts, wie das bei dieser Sorte von Publikum nicht anders zu erwarten war.

Unbestellbare Postfächer: I. Gewöhnliche Briefe: A. Weber aus Deutschland, A. L. Lopp aus Poloz, Pacanowski aus Odesa, S. Günther aus Kempen, S. Lange aus Breslau, A. Bradenz aus Oesterreich, S. M. Heschelt aus Risslowost, M. M. Markowicz aus Lenczye, E. Smolarkiewicz aus Kalisch, Sch. Lerner aus Balghof; II. Offene Briefe: B. Finkelstein aus Warschau, S. Ritschnil aus Szeptowka; III. Kreuzbandsendung: Dr. Kazynski aus Warschau.

Vergnügungs-Anzeiger: Sellin's Sommer-Theater: Täglich Vorstellung der polnischen Operetten- und Schauspiel-Gesellschaft unter Direction der Frau A. Zimajer und des Herrn M. Trapzow. Helenenhof: Früh und Nachmittags Concert der Quast'schen Kapelle; Hotel Maantuffel: Täglich Concert der R. Namyslowski'schen Bauernkapelle; Meisterhaus: Concert der Kapelle des 37. Infanterie-Regiments. (Kapellmeister Dietrich.) Panorama: (Passage Schulz) „Die Schlacht bei Billers“; Restaurant A. Fischer (Rysak): Auftreten eines Komiker-Ensembles und Concert; Waldschlöche: Früh und Nachmittags Militär-Concert (Kapellm. Brandt), und Tanzkränzchen.

Aus aller Welt.

Ein heimlicher Millionenschaf. Eine unerwartete Freude ist den Verwandten des dieser Tage in dem bei Schletz gelegenen Dorfe Loffau im Alter von 86 Jahren verstorbenen Maurermeisters R. widerfahren. Bei der Regelung des Nachlasses durch das Amtsgericht in Schletz fand man nämlich auf dem Boden und im Keller des bisher von R. bewohnten Hauses unter altem Gerümpel versteckt zwei große Lechtafen, welche Werthpapiere in Höhe von 1,700,000 Mk. bargen. Niemand, selbst die eigenen Töchter und Schwägerköhne nicht, hatten eine Ahnung, daß der Verstorbene ein Millionär war, zumal derselbe äußerst sparsam und zurückgezogen lebte und beispielsweise bei Eisenbahnfahrten principieil nur vierter Klasse fuhr. So unternahm er häufig Reisen nach Leipzig, um bei der Leipziger Bank Geldgeschäfte abzuwickeln; aber obwohl sein Heimathort an der sächsischen Bahn gelegen war, machte er einen dreistündigen Fußmarsch bis zur preussischen Bahnstation Großpa zu dem Zwecke, bis Leipzig die vierte Wagenklasse benutzen zu können, da bekanntlich eine solche bei der sächsischen Staatsbahn nicht existirt. Den Grundstock zu dem fürstlichen

Vermögen legte ein Lotteriegewinn von 35,000 Mk., der sich nach und nach durch den reichlichen Verdienst des Mannes und durch Zins und Zinseszinsen so rapid vermehrte. Sein Heimathsdorf Loffau freut sich über den Fund nicht minder als die glücklichen Erben; denn außer einer jetzt ständig fließenden reichen Steuerquelle, erhält es noch eine Steuernachzahlung von etwa 50,000 Mk., da sich der Verstorbene nie selbst eingeschätzt hatte.

Die Frage, ob die Ausrüstung der Andree'schen Expedition im Stande gewesen sei, das Leben der kühnen Polarforscher in den öden Eisgebirgen zu bewahren, wird sehr verschieden beantwortet und man hört oft Aeußerungen, die von großer Unkenntniß in dieser Beziehung zeugen. Ein schwedisches Blatt findet es daher angemessen, an die wirklichen Verhältnisse zu erinnern. Der Ballon Andrees hat Proviant für 3 1/2 Monate mit sich geführt, ferner drei Schlitten für die Reife über das Eis und ein vier Meter langes und 1 1/2 Meter breites Boot, das neun Mann aufnehmen konnte. Dasselbe hatte ein Gewicht von nur 40 Kilogramm und war zerlegbar. Ferner wurde ein Zelt aus Ballonseide mit dreifachem Fußboden mitgeführt für den Fall, daß der Ballon auf dem Eise sein Lager aufschlagen werde. Endlich verfügte man für ein eventuelles Winterquartier über die gewaltige Zeugmasse des vierer Ballons, die zu einer vorzüglichen Winterwohnung benutzt werden konnte. Von Schießwaffen wurden zwei Remingtongewehre und zwei Doppelbüchsen mitgenommen. Die Munition bestand aus 134 Rundkugelpatronen, 480 Hagelpatronen mit feinerem und 120 mit größerem Hagel nebst 48 Patronen mit Explosivkugeln. Wie man hieraus ersieht, war die Expedition durchaus gut ausgerüstet. Vergleichsweise kann angeführt werden, daß Nanfen und Johansen, als sie „Fram“ verließen, Proviant für nur 100 Tage mit sich führten und daß sie, ohne Mangel zu leiden, 17 Monate lang durch Jagd auf Bären und Seehunde das Leben fristeten.

Allerlei aus Welt und Leben. Pferde für Rafrungszwecke wurden im verwichenen Jahre in Paris nicht weniger als 1,000,000 geschlachtet. — Die Zahl der Pferdefleisch-Restaurantionen nimmt übrigens auch in den anderen Großstädten Europas fortschreitend zu. — Gesunde neugeborene Kinder werden innerhalb dreier Monate ihr Gewicht verdreifachen. — Zehn mal so viel Kaffee als in Großbritannien und Irland, wird in den Vereinigten Staaten verbraucht; in den ersteren Ländern wird dagegen doppelt so viel Thee konsumirt als hierzulande. — Das 100. Lebensjahr haben in Großbritannien im Verlaufe der letzten zehn Jahre 154 Männer und 237 Frauen erreicht. — Beglückwünscht werden fette Männer in China, weil man annimmt, daß sie reich sind.

Londons Bettler. Dem Fremden fällt nichts so sehr auf, wenn er die Londoner Straßen betritt, wie der Umfang der Bettelei. Die „Mendicity Society“, die planmäßig die Bettelei bekämpft, hat eine 80 jährige Erfahrung über die Bettelei zur Verfügung. Der Vorsitzende behauptet, daß, so sehr man sich durch den Anschein täuschen lassen könnte, es überhaupt keine Straßenbettelier gebe, die als der Unterstützung ohne nähere Prüfung würdig und bedürftig zu erklären seien. Was die Bettelbriefe anbelangt, so seien 25 pCt. der Schreiber Hochstapler, weitere 20 pCt. aus anderen Gründen unwürdig und höchstens 25 pCt. geringerer oder größerer Berücksichtigung würdig.

Der Kampf ums Dasein. Eine interessante Illustration zu dem alten Gesetze des Daseinskampfes gaben die Untersuchungen, die an 136 Sperlingen gemacht wurden, welche dem großen Sturm in Amerika vom 1. Februar ganz oder theilweise erlagen. Wie wir Speemanns „Mutter Erde“ entnehmen, konnte ganz genau nachgewiesen werden, daß zwischen den getödteten oder verwundeten Vögeln einerseits und den geretteten andererseits bedeutende anatomische Unterschiede vorhanden waren. Die ersteren hatten durchweg einen kürzeren Kopf, einen kleineren Schädel, kürzere Vorderglieder und waren länger und schwerer. Aus all den Untersuchungen ging deutlich hervor, daß alle diejenigen Geschöpfe, die von der Durchschnittsbefchaffenheit ihrer Gattung abwichen, mehr gefährdet waren, und das in um so höherem Maße, je mehr sie sich vom Durchschnitt unterschieden.

Fünfzig spanische Geschütze, welche auf Cuba von den Amerikanern erobert wurden, sind dieser Tage auf dem großen Dampfer „Pennsylvania“ von New-York nach Hamburg gebracht und dort gelandet worden. Es sind sämmtlich Geschütze von prächtiger Bronze, glatte und gezogene Kanonen vom schwersten Festungsbis zum leichtesten Feldgeschütz. Sie sind reich verziert, tragen die Initialen des jeweilig regierenden Königs bezw. der Königin und der Stadt, sowie die Jahreszahl, in der sie gegossen sind. Ein 96-Pfünder trägt u. A. die eingravirte Inschrift „Sevilla 1848“. Eines dieser Geschütze war noch scharf geladen, so daß in Hamburg die Munition unter allen Vorichtsmaßregeln entfernt werden mußte. Ein Theil der Kanonen, die sämmtlich zu Zwecken des Kirchenglockengusses nach Schlesien verkauft wurden, ist bereits nach seinem Bestimmungsort abgegangen, während der Rest von der Zollbehörde durch Vernagelung des Zündlochs und Einhanen von mächtigen Zaden in die Mündung des Rohres für den Gebrauch als Feuerwaffe unschädlich gemacht worden sind. Aus dem Verkaufe hat die amerikanische Regierung einen ansehnlichen Erlös erzielt.

Podzer Tageblatt

Belletristischer Theil.

Das Geheimnis einer Nacht.

Roman von Reinhold Ortman.

[5. Fortsetzung.]

Daß sie in Wahrheit einen ganz anderen Grund für ihre Weigerung haben mochte — daß sie dem über alles geliebten Sohne nicht mit ihrer Unbildung, unausgeübten äußeren Erscheinung, ihren unbeholfenen, Kleinbürgerlichen Manieren ein lästiges Hindernis bei der Erreichung seiner hohen Ziele sein wollte, das hatte er wohl in tiefer Bewegung geahnt, aber er hatte es ihr gegenüber nicht ausgesprochen, weil er die starke, opfermuthige Seele in jener unscheinbaren Hülle gut genug kannte, um zu wissen, daß sie es ihm doch niemals zugeben würde. Was er aus der Ferne zu thun vermochte, um ihren Lebensabend zu erhellen, hatte er wahrlich rechtchaffen gethan. Sie hätten einander kaum näher sein können, wenn sie unter dem nämlichen Dache gehaust hätten, und die Vorstellung, sie jetzt vielleicht für immer zu verlieren, erfüllte ihn mit namenloser Angst. Auf der Stelle erwirkte er sich einen kurzen Urlaub, und am Nachmittag schon reiste er ab.

Glücklichweise fand er ihren Zustand bei weitem nicht so bedrohlich, als er es nach jenem gut gemeinten Briefe hatte befürchten müssen. Wohl war ein Anfall ihres alten Leidens diesmal mit besonderer Heftigkeit aufgetreten, aber die Gefahr war bei seiner Ankunft schon vorüber, und die Freunde über das unverhoffte Wiedersehen that das ihrige, die Besserung zu vollenden. Werner verlebte im stillen Beisammensein mit der alten Frau, die ihm noch immer das theuerste Wesen auf Erden war, ein paar glückliche Tage, und als er sich am zweiten Abend von ihr verabschiedete, war ihm trotz der bitteren Enttäuschung, welche die Soiree im Minister-Hotel ihm gebracht, so frei und leicht zu Sinn, als hätte er sich niemals mit vermessenen Hoffnungen auf Helgas Besitz getragen.

Beim Morgengrauen erst langte er in seiner Wohnung an und legte sich noch auf ein paar Stunden zum Schlummer nieder, ohne die inzwischen eingelaufenen Postfächer zuvor einer Durchsicht zu unterziehen.

Der erste Brief, den er nach dem Erwachen öffnete, trug den Poststempel Hamburg und zeigte eine Hand, die ihm bekannt vorkam, ohne daß er sich sogleich erinnern konnte, wo er sie schon gesehen. Er blickte nach der Unterschrift und war überrascht, den Namen des Barons Ewald von Norrenstein am Ende des vier Seiten langen Briefes zu finden. Er begann zu lesen, aber er war noch nicht über die ersten Zeilen hinausgekommen, als er mit einem Ausruf des Schreckens entsezt emporfuhr.

Er giff sich an die Stirn, als müßte er sich überzeugen, daß er wirklich wach sei und daß nicht nur ein widerwärtiger Traum ihm das Dasein dieses Briefes vorspiegele. Aber wenn auch die mit großer Hast und anscheinend mit zitternder Hand hingeworfenen Buchstaben vor seinen Augen durcheinander liefen, und wenn er auch Mühe hatte, ihren Sinn zu entziffern, an der erschütternden Wirklichkeit dessen, was er da las, durfte er doch nicht zweifeln.

Es war der Abschiedsbrief eines Sterbenden, den er in den Händen hielt, die in ergreifenden Ausdrücken abgefaßte Rechtfertigung des furchtbarsten Entschlusses, den hoffnungslose Verzweiflung einem Menschen abringen kann, und zugleich eine Art von Testament, dessen Vollstrecker er nach dem letzten Willen Norrensteins sein sollte.

Denn er Unglückliche sah in ihm, wie er schrieb, den einzigen wahrhaft ehrenwerthen und zuverlässigen Menschen seiner Bekanntschaft, und er hielt sich überzeugt, daß sein armes, schutzloses Kind keinen aufrichtigeren Freund auf Erden habe, als den jungen Assessor.

Daß er aber Helga allein und schutzlos in der kalten, unbarmherzigen Welt zurücklassen müsse, war seiner Versicherung nach ein Gebot unerbittlichster Nothwendigkeit. Er hatte nicht nur in gewagten Spekulationen wie am Spieltische längst alles verloren, was er beisehen, sondern er hatte auch eine Schuldenlast auf sich gehäuft, die ihn jetzt erdrückte.

„Ich konnte das Verhängnis nicht länger hinauschieben,“ bekannte er. „Alle meine Bemühungen, auch nur noch eine kurze Frist zu erlangen, waren umsonst. In zwei oder drei Tagen würde alle Welt erfahren, daß ich ein Bettler bin. Und selbst, wenn ich mich stark genug fühlte, diese Schmach zu ertragen, und stark genug, durch irgend eine armselige Beschäftigung kümmerlich unser Dasein zu fristen, so wäre es doch auch dazu bereits zu spät. Denn in der Hoffnung, mich zu retten und, den lockenden Einflüsterungen gewissenloser Halunken nachgebend, habe ich vor kurzem zu einem verzweifelten Anstaltsmittel gegriffen, von dem ich gleich im Anbeginn wissen mußte, daß es im Fall des Mißlingens für mich nichts anderes bedeute, als eine Kugel vor den Kopf. Mache ich nicht heute ein Ende, so sitze ich vielleicht schon morgen im Untersuchungs-Gefängnis und bin nach wenig Wochen ein wegen Fälschung und Betruges Verurtheilter, ein Ausgestoßener, dem die Rückkehr in die anständige Gesellschaft für immer vergeschlossen ist. Würde das Loos meines heilagswerthen Kindes dann nicht ein tausendmal schlimmeres sein als jetzt, wo ich doch wenigstens eine schwache Hoffnung hegen darf, daß die durch mich Geschädigten meinen freiwilligen Tod als eine ausreichende Sühne ansehen werden für meine Schuld! Gott allein weiß es, wie ich gekämpft und gerungen habe, um den rechten Weg zu finden. Aber da mir von den Menschen keine Hilfe geworden ist und vom Himmel kein Zeichen, das mir einen anderen gewiesen hätte, mußte ich mich wohl zuletzt für den traurigen Weg entscheiden, den ich heute gehe.“

Er war nach Hamburg gefahren, weil dort die Personen lebten, von denen die Entscheidung über sein Schicksal abhing, und er wollte, nachdem er sich umsonst vor ihnen erniedrigt hatte, seinen verzweifelten Entschluß nun auch lieber dort zur Ausführung bringen als in der Hauptstadt, wo er hätte fürchten müssen, daß man seiner ahnungslosen Tochter den blutigen Leichnam des Vaters nach Hause bringen würde. An Werner Holtzhaus richtete er die flehende Bitte, Helga auf das Entsetzliche vorzubereiten, das beim Eintreffen dieses Briefes bereits geschehen sein würde, und sie durch seinen Trost wie durch seinen freundschaftlichen Beistand vor der Verzweiflung zu bewahren.

„Auf irgend eine andere Hilfe,“ schrieb er zum Schluß, „hat sie ja nicht zu rechnen. Meine Verwandten, mit denen ich seit vielen Jahren entzweit bin, werden sich nicht um sie kümmern. Und ich kenne die Gesellschaft, in der wir bisher gelebt haben, zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich unverzüglich in aller Form von ihr lossagen wird, sobald die Umstände bekannt werden, die meinen Tod herbeigeführt haben. Unter all den galanten Herren und all den lebenswürdigen Damen, die sie bisher mit ihren Freundlichkeiten überschütteten, wird nicht eine einzige barmherzige Seele sein, die sich ihrer annimmt, und ein Mitleid, das sich etwa in Gestalt von Almosen kundgäbe, wiese meine stolze Helga ja auch sicherlich zurück.“

„Ihnen aber, so hoffe ich, wird sie vertrauen, denn ich weiß, daß sie eine hohe Meinung von Ihnen hegt. Und Sie werden mich nicht mißverstehen, mein wackerer junger Freund! Ihr Rath und Ihr

Schutz ist es, den ich für mein armes Kind begehre — weiter nichts. Ich habe all dem Unrecht, das ich schon gegen meine Gläubiger begangen, noch ein letztes hinzugefügt, indem ich bei dem Bankhause Heller & Sohn ein kleines Kapital von fünfzehntausend Mark auf den Namen meiner Tochter hinterlegte. Der Depotschein befindet sich in dem ersten Seitenfach meines Schreibtisches rechter Hand. Keine Menschenseele außer Ihnen weiß von diesem Gelde, das einen Rothgroschen für Helga bilden soll. Sorgen Sie dafür, daß man es ihr nicht nimmt und daß sie nicht in ihrer Unerfahrenheit und Weltfremdheit irgend einen thörichten Gebrauch davon macht. Ein versiegelter Brief, der sich in dem nämlichen Schreibtischfach befindet, enthält alles, was ich in dieser Welt meinem Kinde noch zu sagen wußte.

Einige weitere Bitten und Bemerkungen, die auf die Gestaltung von Helgas Schicksal Bezug hatten, machten den Beschluß. Aber Werner Holtzhaus ließ sich kaum noch Zeit, sie zu lesen, denn er hatte eine Entdeckung gemacht, die seine Bestürzung auf das äußerste steigerte. Von einer plötzlichen bängigen Ahnung ergriffen, hatte er nach dem Datum des Briefes gesehen und sich überzeugt, daß derselbe schon drei Tage alt war. Seit vorgestern also hatte er hier uneröffnet auf seinem Schreibtische gelegen, und all das fürchterliche, das er von Helga hatte abwenden sollen, soweit Menschenmacht es abzuwenden vermochte, mußte inzwischen bereits über sie hereingebrochen sein, wenn Norrenstein seinen unseligen Entschluß wirklich zur Ausführung gebracht hatte.

Sicherlich gab es für Werner Holtzhaus keinen Grund, sich um dieser grausamen Zufallsfügung willen anzuklagen, und doch kam er sich wie ein Missethäter vor bei dem Gedanken an die ruhig glücklichen Stunden, die er gestern verlebt hatte, während ein Wesen, dem er so gern das sonnigste Erdenbasiere bereitet hätte, vielleicht um die nämliche Zeit dem Uebermaß seines Schmerzes fast erlegen war. Natürlich galt es ihm jetzt, keine Minute mehr zu verlieren. In fliegender Hast beendete er seinen Anzug, und ohne das auf dem Tische stehende Frühstück anzurühren, eilte er zum nicht geringen Erstaunen seiner Wirthin wie ein Verfolgter aus dem Hause.

Die Wohnung Norrensteins war nicht allzu weit von der seinigen entfernt, und da er nicht sogleich einer Droschke habhaft werden konnte, machte er den Weg zu Fuß. An der nächsten Straßeneckung aber wäre er fast mit Guido Valentini zusammengeprallt, der, die Cigarette zwischen den Lippen, gemächlich dahin schlenderte. Der Maler hatte ihn erkannt, aber es schien, daß er an ihm vorübergehen wollte, ohne ihn zu grüßen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat Werner Holtzhaus ihm in den Weg.

„Auf ein Wort, Herr Valentini! Was wissen Sie von dem Baron Norrenstein?“

„Was soll ich von ihm wissen?“ gab der Befragte mit einem gleichmüthigen Achselzucken zurück. „Sedenfalls nicht mehr als Sie, wahrscheinlich aber weniger, was gestern in allen Zeitungen zu lesen war. Er hat sich in Hamburg erschossen — wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse, wie man sagt. Da ich annehme, daß Sie näher mit ihm befreundet waren als ich, können Sie auch wohl besser beurtheilen, wie weit diese Erklärung den Thatsachen entspricht.“

Werner hätte den Menschen hier auf offener Straße ohrfeigen mögen um des cynischen Tones willen, in dem er das alles sagte, und doch mußte er sich beherrschen, weil er noch eine weitere Frage an ihn zu richten hatte. Er zögerte damit, denn es erschien ihm fast wie eine Herabwürdigung Helgas, daß er ihren Namen vor diesem Erbärmlichen aussprach. Aber da der andere Miene machte, seinen Weg fortzusetzen, sagte er:

„Und die Baronesse von Norrenstein? Wissen Sie mir auch nicht mitzutheilen, wie sie das Entsetzliche aufgenommen hat und wie sie es trägt?“

„Ich bedauere unendlich, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können. Und ich bin einigermassen erstaunt, daß Sie mich überhaupt danach fragen. Zwischen der Baronesse von Norrenstein und mir giebt es keine Beziehungen mehr, die mich berechtigten, ihr meine Theilnahme auszudrücken. Nach der Erklärung, die ich Ihnen im Verlauf unseres letzten Gesprächs abgegeben, hätten Sie es eigentlich als selbstverständlich voraussetzen können.“

Er löstete seinen Hut um einen halben Zoll und ging mit gemächlich wiegenden Schritten davon. Diesmal hielt Werner ihn nicht mehr auf, und er empfand es fast wie eine Erleichterung, Helga wenigstens von diesem Nichtswürdigen — wie er meinte — für immer befreit zu wissen.

V.

Ein verdrießlich dreinschwendendes Mädchen öffnete dem Affessor auf sein Klingeln die Eingangsthür der Norrensteinschen Wohnung.

„Ja, das gnädige Fräulein ist noch hier,“ beantwortete es seine Frage nach Helga; „aber ich soll niemanden vorlassen.“

Vielleicht macht die Baronesse mit mir eine Ausnahme. Mel- den Sie mich jedenfalls und sagen Sie, ich ließe auf das allerherz- lichste um eine kurze Unterredung bitten.“

Die Person entfernte sich mit der mürrischen Langsamkeit eines Dienstoffboten, der den Respekt vor seiner Herrschaft verloren hat und seine Leistungen nur noch als eine Art von herablassender Gefälligkeit betrachtet. Nach Verlauf von zwei oder drei Minuten erst kam sie zurück.

„Das Fräulein scheidet sich eben zur Abreise nach Hamburg an, aber sie will den Herrn Affessor trotzdem empfangen. Bitte, treten Sie nur gleich dort in ihr Zimmer ein.“

Sie hielt es nicht einmal für nöthig, ihm die Thür zu öffnen, sondern verschwand geräuschvoll in den hinteren Regionen. Werner Holtzhaus klopfte, und der müde, todesstrahlige Klang der Stimme, die ihn zum Eintritt aufforderte, schütt ihm ins Herz. Erschüttert und belommen wie kaum je zuvor in seinem Leben überschritt er die Schwelle, und die Worte verlagten ihm, als Helga, die mitten im Zimmer stand, ihm ihr Gesicht zuwandte.

Wie furchtbar hatten die wenigen Tage, die seit ihrer letzten Begegnung verfloßen waren, dies holde, liebreizende Antlitz verändert! In strahlender Lebensfreude und Jugendlust hatte er es zuletzt vor sich gesehen, von der Aufregung des Vergnügens und der Bewegung des Tanzes laust geröthet, mit leuchtenden, glücklichen Augen. Und jetzt —! Die Wandlung hätte nicht ergreifender sein können, wenn inzwischen ein Jahrzehnt über ihren Scheitel dahingegangen wäre. Ein Jahrzehnt voll Kummer und Krankheit und Sorge. Aber es waren nicht einmal ihre tiefe Blässe, die Schmalheit ihrer Wangen und die bläulich dunklen Schatten unter ihren Augen, die Werner zumeist erschreckten — auf alles dies hätte er ja vorbereitet sein müssen —, sondern es war vor allem die starre Ruhe in ihren Zügen, diese beinahe unheimliche Ruhe, die etwas von der Unbeweglichkeit des Todes hatte und die ihm ihr Gesicht zu einem völlig fremden machte.

Das Mädchen hatte ohne Zweifel die Wahrheit gesagt, denn der ganze Zustand des Zimmers ließ erkennen, daß Helga sich zur Abreise rüstete. Sie war bei Werners Eintritt damit beschäftigt gewesen, ihren Koffer zu packen — einen Koffer von sehr mäßiger Größe —, und ehe sie ihm nun ihre Hand reichte, warf sie einen Blick nach der Standuhr auf dem Kaminsims, wie um ihm damit noch einmal anzudeuten, daß die Minuten gezählt seien, die sie ihm widmen durfte.

Der Affessor brachte kein Wort heraus. Es war, als säße ihm eine fremde Faust an der Kehle. Er konnte nur Helgas schlauke Rechte in seine beiden Hände nehmen und sich tief herabbeugen, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristische Ecke.

— **Eine lange Nase.** Passagier (zum anderen): „Sie, stecken Sie den Kopf nicht so weit zum Fenster hinaus; wenn ein anderer Zug kommt, fährt er Ihnen die Nasenspitze fort!“

— **Grob.** Fräulein A.: „Glaubst Du, daß Leute mit denselben Eigenschaften sich heirathen sollen?“

Fräulein B.: „Für gewöhnlich ja; aber Dir würde ich es doch nicht rathen!“

Fräulein A.: „Warum denn nicht?“

Fräulein B.: „Na, das müßte doch ein gräßlicher Mensch sein!“

— **Aus der Schule.** Lehrerin (in einer Töchter- schule): „Und nun, Fräulein Edith, sagen Sie mir den Plural von — Kind.“

Edith: „Zwillinge.“

— **Höchster Thierschutz.** Seitdem Frau Strigler einem Thierschutzverein beigetreten ist, wagt sie es nicht mehr, sich an ihrem Gatten zu vergreifen, wenn er mit einem Affen nach Hause kommt.

— **Das Vorbild.** DuKel (zum Neffen): „Ich begreif' Dich nicht — dies unsterbliche Leben muß endlich aufhören — immer, wenn ich Morgens um vier Uhr ins Kaffeehaus trete, wen find' ich da? — Dich!“

Zufall.

Eine Erzählung aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege von Otto Behrend.

Die letzten Töne der Ballmusik waren verflungen, die Hautboisten packten ihre Instrumente und Noten ein. Doch damit hatte trotz der vorgerückten Nachtstunde das Fest sein Ende noch nicht erreicht. Der lebenswürdige Gastgeber, der Oberst von Herten, liebte es, wenn seine Gäste in gemütlichem Geplauder noch möglichst lange beisammen blieben. Das junge Volk mußte sich ja abkühlen und erholen und die älteren Herrschaften opferlich gern noch ein Stündchen ihrer Nachtruhe, denn besseren Kaffee, feinere Cigarren und Liqueure und vorzüglicheres Münchener Hofbräuerei vom Faß, als bei Commandeurs, fand man gewiß nirgends.

Ritzte Ordnonnzen schafften Tische in den Ballaal und rückten Stühle herzu. In kurzer Zeit hatten sich größere oder kleinere Gruppen zu munterer Unterhaltung zusammengefaßt; die Mädchen des Hauses servierten den dampfenden Trank Arabiens, nebst frischen, duftenden Pfannkuchen, die Herren brachten ihre Cigarren und ihr Bier mit aus dem Rauchzimmer herüber, jetzt war Freiheit.

An einem der kleineren Tische in einer Ecke des Saales vor einer Gruppe üppiger Blattpflanzen hatten sich einige Leutenants und jüngere Herren im Frack zu einer anmutigen Gruppe junger Damen gesellt. Langsam bewegten sich die Fächer, schöne Augen blitzten, lebhaft flogen heitere, ja manchmal übermüthige Reden und Gegentreten hin und her.

Allmählich wurde das Gespräch allgemein und ernster. Durch einige anekdotenhafte Erzählungen angeregt, lenkte es sich auf die Frage, ob es wirklich das Walten eines Schicksals, einer höheren Vorsehung gäbe, oder ob nicht Alles, was seltsam und unerklärlich, ja geradezu wunderbar scheinend, das reine Spiel eines blinden Zufalls sei. In der glücklichen Stimmung eines Balles, wo das junge Blut heißer durch die Adern rollt, das Herz wilder schlägt, die Brust sich im Gefühle der Wärme und Kraft dehnt, ist der Mensch geneigt, seinem Gotte das Recht zu schmätern, sich auf sich selbst zu stellen.

Eine überhebende, selbstbewußte Stimmung griff Platz, manche spöttische, wibelnde Bemerkungen zeigten das Bestreben, ungläubig zu erscheinen, den Glauben Anderer herabzusetzen. „Zufall, reiner Zufall,“ hieß es mehr als einmal. — Aber mein gnädiges Fräulein. Sie werden doch nicht abergläubisch sein? — „Abfurd, Herr Leutenant, doch Sie selbst ließen vorhin so etwas durchfliegen, als Sie die Geschichte von dem nächtlichen Mattenbesuch erzählten.“ — „Dah, so etwas! Ich sagte ja nur, meinem Varschen sei das Ereignis in den dümmen Banernschädel gefahren — ich glaube an nichts.“ — „Nein,“ bekräftigte ein Anderer, es giebt nur einen Zufall; an eine sogenannte gütige oder meinetwegen auch bössartige Vorsehung glaube ich nicht, alles das ist Numpfs.“

„Ab, der Herr Oberst — aber bitte, sehen Sie sich ein wenig zu uns, Sie können gewiß auch irgend etwas Grnseliges zum Besten geben,“ sagte eine junge Dame, die den Obersten, der ungesehen schon ein Weicheln der eifrigen Unterhaltung zuhörte, jetzt bemerkte. Neben ihm stand ein alter Herr in Civil von untersefter Gestalt, mit schönem, schneeweißem Vollbarte.

Mehrere Herren sprangen auf und boten ihre Stühle an.

„Bitte, behalten Sie Platz,“ wehrte der Oberst ab. „Sie müssen mich schon entschuldigen, die Pflichten des Hausbeseren rufen mich weiter; aber meinem Freunde Grasshagen.“ — Er sah seinen Begleiter fragend an — „wird es gewiß Berzugnügen machen, mich zu vertreten. Sie brauchen sich nicht vor seinem weißem Bart zu fürchten, er ist kein alter Griesgram, nein, wahrhaftig nicht. Und was Ihre Unterhaltung anbetrifft, er kann auch ein Scherstein dazu beitragen und vielleicht die eine oder andere ungläubige Seele bekehren.“

„Ja, ja,“ sprach der alte Herr, sich selbst einen Stuhl heranziehend und Platz nehmend, „wenn die Herrschaften erlauben — Ihre Unterhaltung, der ich mir die Freiheit nahm, ein wenig zuzuhören, interessiert mich. Sie mögen ja Recht haben, wenn Sie Alles, was unerklärlich oder wunderbar scheint, einem blinden Zufall zuschreiben, aber man stößt im Leben doch bisweilen auf Dinge, die es Einem schwer machen, die Ursache mit dem einfachen Worte „Zufall“ abzuthun. Man kann nicht Alles, was zwischen Himmel und Erde hin- und hergeht, wissen und verstehen und da muß dann der Glaube aushelfen — der Glaube an den Zufall oder an Anderes.“ Der alte Herr lächelte eigenartig vor sich hin.

Alle hörten auf seine Worte, obwohl er mit seinem weißen Barte eigentlich gar nicht zwischen diese jungen Menschenklümpel passte, die erst im Ansaunge ihres Lebens standen und noch von der frischen Luft des frühlichen Ballabends durchzittert wurden. Doch seine Persönlichkeit an sich hatte schon Interesse erregt. Er war fremd in der Stadt, in die er erst am Tage vorher zum Besuch des Obersten, eines Schulkameraden gekommen war und Alle kannten ihn erst seit einigen Stunden. Aber man hatte sich trotzdem schon viel mit ihm beschäftigt; vor mehr als dreißig Jahren war er nach Amerika ausgewandert, er hatte den Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten mitgemacht und sollte manche Heldenthat verrichtet haben. Sein künstlicher linker Unterarm mit der in einem dunkelgrünen Samischuh steckenden Hand, das Messer-

werk eines New-Yorker Bandagisten, zeigte, daß er für sein zweites Heimathland auch geblutet hatte, und dies umgab ihn ganz von selbst schon mit einem gewissen Nimbus. Und wer mit ihm ins Gespräch gekommen war, hatte einen ungemein lebenswürdigen und unterhaltenden Gesprächspartner in ihm gefunden.

So war es denn nur erklärlich, daß sich ihm ohne Weiteres die Aufmerksamkeit der kleinen Runde zuwandte.

Er that einige leichte Züge aus seiner Cigarre und begann: „Als der sogenannte Secessionskrieg zwischen den nördlichen und südlichen Staaten der Union ausbrach, befand ich mich als Clerk in einem Bostoner Handelshause. In Massen strömten meine deutschen Landsleute zu den Kahnen der Föderirten; so bezeichneter sich die nordstaatlichen Kämpfer im Gegensatz zu ihren Feinden, den Conföderirten. Ich selbst, nicht im Mindesten kriegerisch angelegt, hatte keine Lust, meine Haut zu Markte zu tragen und blieb ruhig in meiner Stellung. Obendrein gab es auch ein hübsches Stück Geld zu verdienen, da meinem Hause bedeutende Lieferungen für die Armee übertragen wurden; ja, die Herren Offiziere machen ein wenig erstaunte Gesichter, aber in Amerika regiert der Dollar und man lernt dort sehr bald die praktische Seite des Lebens allen anderen voranstellen. Und ja — der alte Herr sah einen Augenblick überlegend vor sich hin, „im gleichen Handelshause war noch ein zweiter Deutscher thätig, mit dem ich mich eng, sehr eng befreundet hatte. Auch er machte es wie ich, er blieb auf dem Contorbock sitzen und ließ Andere, die mehr Gefallen an es am kriegerischen Leben hatten, das blaue Löwenfell anlegen.“

Zwei Jahre hatte der Krieg schon gedauert, als mein Freund — nennen wir ihn Mr. Walter — aus Gründen, die nichts zur Sache thun, seine Stellung aufgab und aus Gründen, die ebenfalls für meine kleine Geschichte bedeutungslos sind, beschloß, nicht in die Armee der Nordstaaten, sondern in die der Südstaaten einzutreten, obwohl oder vielleicht gerade weil ihr sehr wenige Deutsche und Ausländer überhaupt angehörten.

So machte er sich denn von Boston aus auf die Reise. Er mußte den weit längeren und beschwerlicheren Landweg wählen, weil die Schiffsverbindungen unterbrochen und außerdem die südstaatlichen Häfen blockirt waren.

Ohne besondere Schwierigkeiten gelang es ihm, mit der Eisenbahn bis zur föderirten Armee zu kommen; dann kaufte er sich ein altes, ausgedientes Maulthier und setzte auf dessen Rücken seine Reise fort. Nach einigen Tagemärschen hatte er auch das von den Blaurocken besetzte Gebiet hinter sich und befand sich zwischen beiden Linien. Er hoffte bald auf conföderirte oder, wie die Dankes sie auch bezeichneten, Rebellen-Abtheilungen zu stoßen, doch mehrere Tage vergingen noch, bis er auf einer Farm in Virginia, wo er übernachtete, ersuhr, daß sein Bunsch sich wohl erst südlich des Rappahannock erfüllen würde.

An einem heißen Sonntagmorgen setzte ihn ein farbiger Fährmann in einem Canoe über den ziemlich reißenden Fluß. Sein altes, immer schon störrisches Maulthier war auf keine Weise zu bewegen, ins Wasser zu gehen; so ließ er es denn, da es ohnedies schon lahmt und doch nur zu einem sehr kläglichen Einzuge bei den neuen Kameraden verholten hatte, am nördlichen Ufer zurück. Nachdem er den Fährmann mit einem Viertel-dollar königlich belohnt hatte, warf er sein leichtes Felleisen, das etwas Proviant und sonstige Kleinigkeiten enthielt, auf den Rücken, schulterte die gute Springfederbühse und marschirte rüstig vorwärts. Aber der Abend sank nieder, ohne daß er von Truppen der Conföderirten etwas zu Gesicht bekommen hatte. Er beschloß, für die Nacht Nasl zu machen. Da zogen zwei zerlumpte, höchst verdächtig aussehende Kerle des Weges, die ihn wohl nur aus Respekt vor der sofort schußfertig gemachten Büchse unbefelligt ließen und ihm auf seine Frage die Auskunft gaben, daß eine größere Abtheilung Graujacken einige Meilen weiter westlich lagere.

Mein Freund nahm also seine sieben Sachen wieder auf und machte sich von Neuem auf den Weg. Er hielt es auch für rathsam, nicht allein unter freiem Himmel zu übernachten, denn die Kerle hatten ihn, der gänzlich neue Kleidung trug und überhaupt einen wohlhabenden Eindruck machte, mit sehr unzweideutigen Blicken betrachtet; es mußte ihnen leicht sein, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren und im Schlafe zu berauben oder gar zu ermorden.

Durch ein saftiges Wiesenthal gelangte er in einen Wald, in dem er einem so ziemlich die westliche Richtung haltenden schmalen, halb verwachsenen Pfade folgte. Es wurde dunkler und dunkler, und bald umgab ihn unter dem dichten Blätterdach der Bäume völlige Nacht. Beständig streifte er das üppig wuchernde Unterholz, oft mußte er sein Messer gebrauchen, um sich durch die tief herabhängenden Schlinggewächse Bahn zu schaffen.

Da schien es ihm doch gerathen, Halt zu machen und wachend den Morgen zu erwarten. Denn wenn er sich in der Dunkelheit unvorsichtig den Linien der Truppen näherte, konnte es ihm gar leicht passiren, daß ihm, wo er weder Lösung noch Feldgeschrei wußte, eine ohne weitere Umstände abgefangene Kugel das Lebenslicht ausblies, noch bevor er den Leuten verständlich machen konnte, daß er als Freund käme.

Er ging also daran, einen Platz zu suchen, der möglichst frei gelegen und zum Umhorchen geeignet, ihm auch irgend eine Rückendeckung böte, um gegen einen Ueberfall der beiden Tramps einigermaßen gesichert zu sein.

Eine kleine Lichtung, die sein emsig spähen-des Auge entdeckte, schien sich ihm für seine Absicht zu eignen. Vorsichtig trat er auf sie hinaus. Kein Laut ringsum. Ueber ihm wölbte sich ein dunkler, aber sterklararer Himmel; der Mond war erst in einigen Stunden zu erwarten.

Eine Weile stand er und suchte, soweit es in der Dunkelheit möglich, Umschau zu halten. Da war es ihm mit einem Male, als höre er hinter sich ein leises Rauschen, wie wenn sich eine Schlange durchs Gras winde. Aber bevor er sich noch Neugier-schaft über das Geräusch geben konnte, fühlte er sich plötzlich von kräftigen Fäusten gepackt und zu Boden geworfen; im gleichen Augenblick waren ihm auch schon die Arme hilflos auf dem Rücken zusammengeknüpft.

Ein Laut, Mann, und Ihr habt zwölf Zoll Stahl zwischen den Rippen“, flüsterte ihm eine rauhe Stimme zu. „Auf jetzt!“ Er erhob sich unwillkürlich gehorchend, und von mehreren Männern halb geführt, halb vorwärts gestoben, wurde er mit großer Schnelligkeit auf dem Wege, den er kaum verlassen hatte, dahingeschleppt.

Sein erster wieder klarer Gedanke war, daß er in die Hände der Tramps gefallen sei, doch er verwarf ihn alsbald wieder, denn diese Räuber würden ihn sicherlich auf der Stelle kalt gemacht und beraubt haben. Zu anderer Ueberlegung aber fand er unter dem Zerren und Stoßen seiner Begleiter keine Zeit, bis ihnen plötzlich ein lautes: „Halt — Wer da?“ entgegenkaltete.

Sie hielten an. „Gut Freund“, antwortete dieselbe rauhe Stimme, die er bis dahin allein vernommen hatte. „Lohnung?“

„Bärenfell.“ „Feldgeschrei?“ „General Lee.“ „All right. Seid Ihrs, Kirby?“

„Will's meinen. Wir haben einen Kerl mitgebracht, der sich höchst verdächtig im Busch herumtrieb. Wollen ihn uns mal bei Licht besehen. Vorwärts!“ Und sie trieben meinen Freund, dem sie schon beim Ueberfall die Büchse abgenommen hatten, weiter.

Jetzt ward es ihm klar durch das Feldgeschrei „General Lee“, daß er in die Hände südstaatlicher Truppen gerathen sei, jedenfalls gerade in die Hände derer, die in der Nacht noch zu finden er bereits aufgegeben hatte. Er athmete erleichtert auf, in wenigen Minuten mußte sich nun ja das Mißverständnis auflösen. „Gott sei Dank“, begann er, aber ein von einem derben Fluche begleitetes: „Haltets Maul!“ schnitt ihm sogleich jedes Wort ab.

Es ging auf eine Stelle zu, wo, augenscheinlich hinter einem Hügel, hellerer Schein zwischen den Bäumen lag. Schnell war der Hügel erstiegen und er sah die Lagerfeuer einer größeren Abtheilung vor sich.

Er wurde zwischen den Feuern hindurchgeführt, überall lagen in ihre Ponchos gewickelte Männer und schliefen, die Büchse neben sich, hier und da wachten noch welche bei Würfel- oder Kartenspiel oder einem Trunk Wein — bisweilen auch einer, der an einen Baum gelehnt bewegungslos vor sich hinstarrte, in Gedanken oder den Schlaf erwartend — breitschultrige Gestalten in zerklüfteten Wänsfern, wildbärtige Gesichter unter schlappträmpigen Sonnenverors. Dem kleinen Zuge wurde kaum von Einzelnen ein Blick gesenkt.

Vor einem großen Zelte war endlich Halt gemacht. Ein Mann der Escorte lästete die Leinwand des Einganges und sah hinein. „Go on,“ sprach er dann und stieß meinen Freund in das Zelt hinein. Die beiden Anderen blieben draußen.

Das Innere des Zeltes ward von zwei Lateren erhellt. Die eine, eine Art Stalllaterne von zierlichem Ansehe, hing an einem langen Stricke aus der höchsten Spitze hernieder, die andere, eine kleine Blechlaterne, stand auf dem roh aus Holzstücken gezimmerten Tische und warf ihren Schein über mehrere abgegriffene Orientierungskarten. An dem Tische saßen auf Feldstühlen zwei Männer in grauen Uniformen, die von Kampf und Wetter hart mitgenommen waren.

„Wen bringt Ihr da, Kirby?“ fragte der zunächst Sitzende und heftete seine kleinen stahlgrauen Augen durchdringend auf den Gefangenen.

„Einen Spion schick' ich, Capitän — verdammt will ich sein, wenns keiner ist. Wir griffen ihn auf, als er unsere Vorposten umschlich. Ich war mit Spitze und Buttler auf Patrouille draußen.“

Der Hauptmann erhob sich, eine mittelgroße, ungemein muskulöse Gestalt, fest ruhte der edige Knorpel auf dem Sternnaden. Er trat meinem Freunde nahe gegenüber. Seine Uniform war lässig weit geöffnet und ließ das grobe baumwollene Hemd sehen. In langsamer Bewegung kreuzte er fest die Arme über der hochgewölbten Brust. Seine kleinen Augen schlossen sich noch kleiner zusammen, als er, ohne mit einer Muskel zu zucken, den Gefangenen bis in die letzten Tiefen seiner Seele zu ergründen suchte.

In diesem glatten, fast barlosen Gesichte lag ein unverfälschter Zug von Härte. Wie ein Thier Witterung einsaugt, so ruckte es in den Flügeln der feinen, scharfgeschnittenen Nase, als er nun fragte: „Wie heißt Ihr?“

„Mein Freund nannte seinen Namen.“ „Deutscher?“ „Ja.“ „Seit wann in Amerika?“ „Seit fast vier Jahren.“ „Wo?“

„Anfangs war ich in New-York, die drei letzten Jahre in Boston bei Wilcox Brothers.“

„Als was?“ „Als Clerk.“ „Kommt Ihr direct von Boston?“ „Ja.“ „In welcher Absicht?“ „Ich wollte in die Armee der Südstaaten eintreten.“

„So.“ Der Hauptmann schwieg und musterte den Gefangenen wieder mit seinem scharfen, durchdringenden Blicke, der meinem Freunde nichts Gutes verheißen wollte. Er war nicht im Stande, diesem langen, schweigenden Forschen mit voller Festigkeit zu begegnen, secundenlang schweifte bisweilen sein Blick ab über die kurzgeschneittenen, starrenden Haarstopfen des Texaners.

„Stößt dem Manne die Fesseln, Kirby“, gebot dieser endlich und wandte sich ab. Er setzte sich wieder auf den Feldstuhl an Tische und wechselte einige leise Worte mit dem anderen Offizier, der sich mit keiner Silbe an dem Verhör betheiligt hatte, bequem hintenübergelegt dalehnend, den rechten Ellenbogen auf die Tischplatte gestützt, die Beine weit von sich gestreckt. Er mußte von ansehnlicher Länge sein, spindeldürr, aber sehnig. Dichtgelocktes, rabenschwarzes Haar bedeckte seinen Kopf, ein langer dichter schwarzer Vollbart ließ nur wenig von der gelben eingetrockneten Haut seines Gesichtes sehen. Er blies gleichgiltig den Dampf einer Cigarre vor sich hin.

„Please Panadero, weck Jefferson,“ ließ sich jetzt der Hauptmann lauter vernehmen.

„Bin schon wach — komm' all“, knurrte eine Stimme im Hintergrunde des Zeltes und von einem nur undeutlich zu erkennenden Feldbett erhob sich eine Gestalt und kam in die hellere Beleuchtung vor — ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit spärlichem graumelierten Barte. Er schürzte mit dem Fuß eine Kiste an den Tisch, auf der er sich niederlegte.

Das weitere Verhör konnte nun beginnen. Der Erzähler machte eine Pause und nahm aus der Hand eines Leutenants dankend ein Glas Bier entgegen, das dieser sich für ihn von einer servirenden Ordnonanz hatte geben lassen. Er that einen tiefen Zug und setzte das Glas vor sich hin.

„Um es gleich hier zu bemerken“, fuhr er dann fort, mein Freund war in die Gewalt einer Abtheilung Hood'scher Texaner gerathen, die in der Stärke eines Bataillons unter dem Befehl des Capitäns Cambish vorgehoben war, um dem zu einer weiten Reconnoissance ausgeschiedenen 1. Nord-Carolina-Cavallerieregiment, wenn nöthig, Rückhalt zu bieten. Ich kann Ihnen die Texaner des Generals Hood in ihrer Art leicht skizziren — eine wilde, rauhe Sodateska, zum größten Theil Farmer und Trapper, ausgewachsen an der Grenze im steten Kampf mit den Indianern und dem in der Wildniß sich umhertreibenden Abschaum der Menschheit, Leute, gewandt mit Büchse und Bowiemesser, vertraut mit allen Schlichen eines aufreißenden Guerillakrieges, tapfer und vor-sichtig zugleich, verschlagen, hart, ja grausam, Krieger, denen das Leben eines Menschen nicht mehr galt, als das eines Hirsches, wo sie gewohnt waren, ihr eigenes Leben so oft von Gefahren, von der Erbarmungslosigkeit unerbittlicher Gegner bedroht zu sehen.

Sa, ja, die Hood'schen Texaner, es war eine wilde, rauhe Gesellschaft, und mein Freund befand sich in ihrer Gewalt unter dem furchtbaren Verdachte, ein Spion zu sein.

Ich will Ihre Geduld, meine Herrschaften, nun nicht mit einer ausführlichen Darstellung des Verhörs ungebührlich in Anspruch nehmen.

Capitän Cambish, bis zum Ausbruch des Krieges Sheriff in Dakville, einer kleinen Stadt im südlichen Texas, leitete es, als Beistzer diente ihm sein schwarzbärtiger Adjutant, der Leutenant Panadero, und der Grantopf Jefferson, der Führer der dritten Compagnie. Kirby blieb zur Bewachung des Gefangenen im Zelte, seine Begleiter auf Patrouille durften abtreten, nachdem sie die fünf Richter der ersten Compagnie, zwei Unter-offiziere und drei gemeine Soldaten, herbeigezogen hatten. Die Richter gruppirten sich hinter den Gefangenen theils stehend, theils auf Jeffersons vorgezogenem Feldbette Platz nehmend.

Cambish führte das Verhör in seiner kurzen, schroffen Art. Die Verdachtsgründe gegen meinen Freund waren sehr schwerwiegend. Er war Deutscher, und die Sympathien der Deutschen galten fast ausnahmslos den Nordstaaten, er hatte in einer ihn sehr belastenden Weise die Posten der Abtheilung nächtlich umschlichen, und was besonders schwer ins Gewicht fiel, war, daß er über die Stellung, die Stärke, die Absichten und überhaupt die Verhältnisse der nordstaatlichen Armee so gut wie keine Auskunft zu geben wußte. Dem allen stand nur seine einfache, durch nichts gestützte Behauptung gegenüber, daß er sich in die Armee der Südstaaten aufnehmen lassen wolle. An sich war dies schon nicht eben glaubwürdig, da diese Ausländer nur ungen einstellte, und die Gründe, die er dafür anzugeben vermochte, waren so rein persöhnlicher Art, daß sie als leere Ausflüchte erschienen und den Texanern nur ein ungläubiges Lächeln abnötigten.

Vielleicht hätte er seine äußerst kritische Lage verbessern können, wenn er, wie man von ihm verlangte, im Stande gewesen wäre, brauchbare und vertrauenswürdige Auskunft über den Feind zu geben. Aber er war eben kein Soldat und hatte an alles Andere eher gedacht, als an dieses so einfache Mittel, sich bei seinen neuen Kameraden unverdächtig und zugleich vorthellhaft einzuführen. Ihm war ja gar kein Gedanke daran gekommen, daß er in den Verdacht der Spionage gerathen

Könne. Man glaubte es ihm einfach nicht, daß er nichts über die feindliche Armee zu sagen wisse, sein Schweigen hielt man für Verstocktheit, man war der Ansicht, er wolle nicht den Verräther an seinen Freunden machen, selbst nicht um den Preis seines Lebens, das er hoffen durfte, dadurch vielleicht zu retten.

So schloß das Verhör für den Angeeschuldigten sehr ungünstig. Der Capitän Cambish, den nichts aus seiner eisernen Ruhe brachte, war endlich des langen vergeblichen Fragens müde und erhob sich. „Führt den Mann hinaus, Kirby“, gebot er, „Ihr haftet mir für ihn.“

„Well, captain. — Bei der geringsten verdächtigen Bewegung, die Ihr macht,“ sprach er draußen alsdann zu dem Gefangenen, „lasse ich den Mond durch Euren Schädel scheinen.“

Er hieß seinen Freund nahe dem Zelte am Stamme eines mächtigen Baumes niedersetzen und stellte sich mit schützender Büchse vor ihm auf. Von den Lagerfeuern kamen einige noch wachsende Texaner heran; sie fragten Kirby nach dem Gefangenen und erhielten von ihm Auskunft.

Ueber die Wipfel der Bäume stieg langsam die silberne Sichel des Mondes auf.

Etwas eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als Kirby den Befehl erhielt, den dannod Dutchman wieder vorzuführen. Diese Bezeichnung schon verhielt nichts Gutes.

Wieder sah sich mein Freund im Zelte den Männern gegenüber, am Tische saßen die drei Offiziere, hinter ihnen standen die Unteroffiziere und Gemeinen.

Capitän Cambish erhob sich, der lange Mexikaner und Jefferson, der kleine Graubart, folgten seinem Beispiel.

„Mr. Walter“, sprach der Capitän, „Ihr seid schuldig befunden worden, ein verfl. . . . Spion zu sein. Was Ihr zu Eurer Entlastung vorgebracht habt, sind nichtige Ausflüchte — Eure Strafe ist der Tod.“

Von Rechts wegen nickte Ihr in weniger als keiner Zeit an einem wackern Baumaste hängen. Doch in Anbetracht, daß Ihr ein Deutscher seid, und ein Deutscher, der Major Borede vom Stabe des Generals Stuart, kürzlich in einem Gefechte unsern braven Jefferson durch einen rechtzeitigen Säbelhieb das Leben gerettet hat, haben wir Euch zu Pulver und Blei begnadigt. Morgen früh um fünf Uhr werdet Ihr erschossen werden. Ein Geistlicher wird Euch Zupruch leisten. Panadero please“, er wandte sich an seinen Adjutanten, „sorgt mir für die Sicherung des Mannes während der Nacht. Das Gericht ist zu Ende.“

Zehn Minuten später war ich in einer elenden Blockhütte, die nach dem unverkennbaren Geruch einmal Negern, die hier im Walde gearbeitet hatten, als Behausung gedient haben mochte, wohlverwahrt untergebracht.

Sa, meine Herrschaften, ich war jener Mr. Walter, Sie haben es vielleicht schon vermuthet.“ Der alte Herr sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Als ich mich einigermaßen gefaßt hatte, dachte ich natürlich zuerst daran, ob nicht ein Entkommen möglich sei; doch die Untersuchung meines Gefängnisses, die ich, allerdings nur in schwacher Hoffnung ausführte, ließ bald auch diese schwinden. Die Wände der Hütte waren aus unbehanenen Stämmen festgefügt, die beiden Fensteröffnungen, in Kopfhöhe an den Seiten, so klein, daß sie selbst einem zehnjährigen Knaben das Durchzwängen nicht gestattet haben würden. Die schmale Thür schloß ein stämmiger Holzriegel, dessen Vorschieben ich deutlich gehört hatte. Zum Ueberflus patrouillirte noch ein Posten mit langsamen, schweren Schritten um mein Gefängnis.“

Ich ließ mich auf die rohe Holzbank nieder, die in die Rückwand der Hütte eingefügt war, und überdachte mein Schicksal.

Aber was gab es da noch viel zu überdenken — du lieber Himmel — die Sache war so einfach und klar, wie sie nur sein konnte. In wenigen Stunden war es aus mit mir, schlug das Herz dort in meiner Brust nicht mehr, und ich war noch so jung, zählte kaum vierundzwanzig Jahre.

In dumpfem Brüten startete ich vor mich hin — meine arme Mutter fern in der deutschen Heimath, wer wird in Zukunft für Dich sorgen, wenn Dein einziger Sohn nicht mehr ist? Oh, warum hatte ich die sichere, gute Stellung in Boston verlassen und mich in den Krieg gestürzt! — Die Gründe, die mich dazu so übermächtig bewogen hatten, erschienen mir so nichtig, ja, ich fand sie, je eifriger ich sie mir in der Hoffnung auf einen Trost immer aufs neue zu vergegenwärtigen suchte, schließlich gar nicht mehr wieder.

Es wurde still draußen, der letzte schwache Lärm des Lagerlebens erlosch in tiefer Nacht. Auch der Posten hatte seinen Rundgang eingestellt und lehnte, wie ich ab und zu an einem leisen Knistern und Scheuern merkte, an der Thür. Durch die Fensteröffnung sah ich auf dem helleren Hintergrunde des Himmels schwarz das Laub eines Baumes — Trauerzeige — es war, als streckten sie sich gespenstisch herein und breiteten sich über mich.

Ich schlug heftig mit dem Arm dem bedrückenden Phantasiegebilde entgegen. „Nein, nein, noch nicht, noch lebe ich!“ — Doch das tramschafte Aufwallen der Lebenskraft sank elend zusammen — wie lange noch? Mir war es, als wolle jetzt schon das heftig schlagende Herz das Blut aus dem Leibe treiben, in den doch noch nicht die scharfen Pöcher dafür von den Kugeln gerissen waren. Ich presste die Hand auf die Brust und stierte vor mich hin. Aus der rabenschwarzen

Finsterniß wollten Bilder entsteigen, milde, wehmüthige — schreckhafte — ich scheuchte sie alle, alle, ich biß in Wuth und Grimm die Zähne aufeinander, ein paar Thränen rollten mir langsam die Backen nieder, ich sah nichts mehr, ich wollte beten zu Gott, bitten um Erbarmen, aber ich brachte die Hände nicht ineinander, ich rührte mich nicht.

Dritte draußen schreckten mich auf — kommen sie schon? — Ich warf einen heißen, angstvollen Blick auf das Fenster — noch schwarze Nacht. Der Posten wurde abgelöst, die Männer wechselten einige Worte, die ich nicht verstand. Der neue Posten ging einige Male um die Hütte, dann blieb er stehen, ich hörte ihn nicht mehr.

Mich fröstelte — zu den Fensteröffnungen herein strömte die kühlere werdende Nachtluft — meine Zähne klapperten — ich rückte an die Wand der Hütte und drückte mich fest an die wärmenden Bohlen — ja, ja man hängt am Leben, am Schlage des Herzens, an Wärme bis zum letzten Augenblick.

Nach einer Weile faltete ich die Hände, es gelang mir zu beten zu Gott, den ich lange vergessen hatte, kein zusammenhängendes Gebet — hastige Sätze, stoßweise: „Erbarme Dich meiner, mein Gott — daß bin ja so jung — vergieb mir, was ich jemals gefehlt — rechne es mir nicht an — thue ein Wunder, rette mich — und meine arme Mutter, sie ist fromm, sie hat Dich lieb — vielleicht betet sie jetzt für den fernem Sohn — erhöre ihr Gebet, lieber, gütiger Gott.“

Alles ringsum schwarz und still, und ich wartete doch auf etwas, auf irgend etwas — auf ein Wunder — daß sich die Wände auseinander thäten und ich frei hinaus Schritte, daß der Mann draußen mir die Thür öffne und mich mit sich forttrisse in eiliger Flucht — ich wartete, ich lauschte, angestrengt, schmerzhaft — ein leichtes Knicken im Moos, mit dem die Fugen der Stämme verstopft waren, verursachte mir einen rasenden unerträglichem Schmerz — ich sprang auf und durchmaß den engen Raum mit eiligen Schritten wieder und immer wieder — wie lange, ich weiß es nicht.

Plötzlich durchfuhr es mich mit eiligem Schreck, mir schien es, als färbe sich der Nachthimmel schon heller, doch es war nur eine Täuschung meiner erregten Sinne gewesen. Aber ich konnte die Fensteröffnung nicht mehr ansehen, ich warf mich nieder an der Wand auf die Bank und begrub den Kopf tief in beide Hände. Und ich schaute wieder auf, scheu in furchtbarer Angst — noch immer Nacht — wieder sank mein Kopf vornüber, lange, und wieder schaute ich auf — Nacht noch — bleiern wurden mir die Lider, ob ich geschlafen habe, ich kann es nicht sagen, aber es muß wohl so gewesen sein, die schwere Abspannung der Nerven machte sich geltend. Dann fühlte ich, wie mir langsam die Gedanken zurückkehrten, von selbst öffneten sich halb meine Augen — mein Herzschlag erstarrte, kalter Schweiß trat mir in den Nacken — ein grauer Schein lag in der Hütte; es wurde Tag.

Ich sah den Schein, ich schlug die Augen ganz auf — ich sah den Schein heller und heller werden, unerträglich. Die Execution zog an meinem entsetzten Auge vorüber, der Gang hinaus, die schweigenden Gestalten der Männer, die finsternen Mündungen der Büchsen, mir zur Seite ein flaches schwarzes Grab — ich meinte wahrhaftig werden zu müssen, doch meine Gedanken blieben so grausam klar und vernünftig — nichts in meinem Hirn rechte sich oder ruckte.

Draußen erkante der langgezogene Klage-ton der virginischen Nachtigall — ich sah meine glückliche Kindheit wieder, meine schwere Jünglingszeit, die letzten besseren Jahre, die Hoffnungen, die glänzenden Hoffnungen auf die Zukunft — heiße Thränen traten mir in die Augen und rannen auf meine Hände, viele, viele, ich weinte bitterlich. Ich sank auf die Kniee nieder und betete und ich fand Worte, ich fand ein uniges Gebet für meine Mutter, für mich — ich endete: „Dein Wille geschehe.“

Und wie ich diese Worte sprach, fühlte ich mich ein wenig getrübet, ich erhob mich und lehnte mich an die Wand der Hütte. Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen. Es wurde rasch völlig Tag, der Lärm des Lagers erwachte, sonmig erhellte sich die Luft, goldig, Vögel sangen — und ich mußte sterben.

Eine festsame Gleichgültigkeit benahm mich. Sterben, Tod flüsterete ich, ohne zu schaudern, und doch schreckte ich wieder tödlich zusammen, als ich den Riegel von der Thür zurückschieben hörte. Der mir von Capitän Cambish zugelegte Geistliche trat ein, ein noch junger Mann mit schönem blonden Vollbarte. Ich beichtete ihm nach dem Ritus meiner Religion, der protestantischen. Er verhielt mir von Gott die Vergebung meiner Sünden und reichte mir das heilige Abendmahl. „Gott wird es gnädig mit Euch machen hier und dort oben“, sprach er, „bewahret Muth und Fassung auf dem schweren Gange, auf dem ich Euch nicht verlassen werde. Euch bleibt noch eine halbe Stunde. Habt Ihr noch irgend etwas Irdisches zu besorgen?“

Was ich mit ihm bis dahin gesprochen und gethan hatte, war von mir mehr mechanisch als mit Bewußtsein geschehen. Ich war seelisch vollständig niedergedrückt, und es war gut so: wer weiß, ob ich sonst überhaupt eine Haltung hätte bewahren können.

Auf seine Frage jetzt gab ich zunächst gar keine Antwort, ich hatte keine Gedanken.

„Habt Ihr keine Angehörigen mehr?“

„Eine Mutter.“

„Wollt Ihr ihr keinen Gruß mehr senden? Ich habe Schreibzeug bei mir.“ Er sahte in seine Tasche.

„Nein, nein, ich kann nicht!“ wehrte ich angstvoll ab; mir war es, als würde ich mit diesem letzten Gruße unwiderruflich Abschied vom Leben nehmen. Wie eine unsichtbare Gewalt legte es sich übermächtig hemmend auf mich. Ein lauges Schweigen, dann sprach ich mit etwas sich belebendem Ton in der Stimme: „Schreibt Ihr, wenn ich — schreibt Ihr“ — ich konnte das Furchtbare nicht aussprechen — daß ich im Kampfe als ehrlicher Soldat gefallen bin.“ Ich fügte die Adresse hinzu.

„Es soll geschehen“, sagte er, „und weiter habt Ihr nichts?“

„Nein.“

Er klopfte an die Wand der Hütte. Ein Mann trat ein und brachte Brot und eine warme Suppe. Da ich keine Anstalten machte, etwas zu nehmen, stellte er beides auf die Bank und entfernte sich.

Ich sank wieder auf die Bank nieder und starrte vor mich hin. Der Geistliche trat neben mich und sprach mir zu, ich hörte seine Worte, aber ich verstand nichts.

Dann kamen sie mich zu holen. Ich bewahrte Haltung auf dem letzten Gange, trotzdem ich nichts ringsum sah und hörte; wenn ich auf dem unebenen Baldboden strauchelte, raffte ich mich immer wieder aufs Neue zusammen. Mit wirklichem Muth mag in den Tod gehen, wer begeistert für eine Idee, für eine Ueberzeugung, für etwas Ueberirdisches, etwas Göttliches stirbt, bei allen Anderen ist der Muth, wenn sie Muth zeigen, elendes Blendwerk, jämmerliche Mache, die nicht vorhalten würde, wenn nicht Alles gnädig mit furchtbarer Schnelligkeit vor sich ginge. Ich habe später oft dem Tode mit klarem Bewußtsein ins Auge geschaut und nicht gezagt — damals war ich zu schwach, zu sehr seelisch schon todt, um selbst noch zittern zu können.

Ich stand an einem großen Baum — mir war vergnügt worden, stehend mit unerbundenen Augen von vorn erschossen zu werden — rechts und links vor meinen verschwimmenden Augen eine Reihe von Männern, mir gegenüber auf wenige Schritte ein kleiner Trupp. Der Geistliche sprach noch zu mir, dann der Lieutenant Panadero, der die Execution leiten sollte und mir das Urtheil noch einmal vorlas. „Noch zwei Minuten“, sprach er zum Schluß, „betet.“

Er trat zurück.

„Mein Gott — Dein Wille geschehe“, murmelte ich mit schlaffen Lippen.

Mit erlöschender Kraft suchte ich mich aufrecht zu halten. Dann weiß ich nichts mehr.

Als ich wieder die Augen aufschlug, kniete der Soldat Kirby, der mich gefangen hatte, neben mir und stieß mir aus einer großen Flasche Whisky ein.

Der alte Herr blickte, tief ergriffen von der Erinnerung dieses furchtbaren Morgens vor sich nieder. Doch nicht lange, dann er sah wieder auf und ernst fragte er: „Und was glauben Sie, meine jungen Herrschaften, das mir das Leben gerettet hat?“

Eine Weile erfolgte keine Antwort, dann sprach einer der Offiziere: „Es wurde nur ein Spiel mit Ihnen getrieben, eine allerdings höchst verwerfliche Komödie.“

„Die Soldaten trafen vielleicht alle vorbei“, meinte eine der jungen Damen, als der alte Herr sich nicht regte.

Da lächelte er. „Die Büchsen der Texaner treffen unfehlbar“, entgegnete er, „mein, auch das war es nicht.“ „Noch zwei Minuten“, sprach der Lieutenant Panadero, „betet!“ Er trat zurück und ich betete zu Gott; „Dein Wille geschehe.“ Und er geschah. Sehen Sie diese Uhr.“ Er zog eine einfache alte Uhr aus der Tasche. „Was zeigt sie?“

„Anderthalb Minuten vor Fünf“, sprach eine Stimme aus dem sich herandrängenden Kreise.

„Ja, eine und eine halbe Minute vor Fünf — und so blieb diese Uhr, die Uhr des Lieutenants Panadero, am 12. Juni 1863 Morgens plötzlich stehen. Weshalb? Nun, es giebt kein Perpetuum mobile außer der ewigen, göttlichen Bewegung des Weltalls, jede Uhr muß einmal plötzlich stehen, gewiß — diese aber hat Gottes Finger angehalten, so sage ich — ihre Feder ist gebrochen — die Hand Gottes des Allmächtigen, ohne dessen Willen kein Haar auf dem Haupte des letzten seiner Geschöpfe gekrümmt wird.“

Nennen Sie es Zufall, wenn Sie wollen, es ist ja einfach die Feder gebrochen — er sah sich im Kreise um, doch keine Stimme erhob sich —, ich neme es Gottes Fügung. Und die Texaner, meine nachmaligen Kameraden, diese rauhen, harten Männer, sie glaubten an einen Gott und ich habe es erfahren.“

Der erste Kuß

Von Georges de Lys.

I.

Dröhnend erklangen die Töne des Wafers, und wirbelnd drehten sich die Paare durch den von leichtem Staube gleichsam getünchten Saal.

An ein Fenster gelehnt, halb von den schweren Vorhängen verdeckt, sah Henri Lombrenil, wie Blanche sich in den Armen Jacques Thimorys drehte.

Die ganze Nacht war der Unglückliche den Spuren dieser Frau gefolgt, die einst die seine gewesen und die ihm heute fremd, wildfremd gegenüberstand. Sie hatte nicht einmal gerührt, es zu bemerken. Und das war möglich; diese empörende Gleichgültigkeit war denkbar, nachdem sie sein Alles gewesen und sein Leben mitgelebt hatte!

Diese Trennung hatte er selbst gewollt, und doch hielt er sie jetzt für unsinnig. Er konnte nicht einmal zugeben, daß ein anderer den von ihm aufgegebenen Platz einnehmen, daß ein anderer in diesem Herzen herrschen könne! Die Freude, die Blanche am Arme dieses Geden empfand, erregte in Henri's Seele eine wüthende Eifersucht und entfachte die alte, fast schon verjähmte Liebe. Die neue Neigung seiner Gattin ward in seinen Augen zur Profanation der Vergangenheit.

Sein Zorn verrieth ihm, daß er sie noch immer liebte, daß er sie stets geliebt hatte. Sein Gedächtniß trug ihn zurück zu den ersten Stunden, und er erinnerte sich!

Sie allein hatte also vergessen?

Vergessen!

War es denn möglich, daß sie nicht mehr an den ersten Kuß dachte, der ihn noch immer unauslöschlich auf den Lippen brannte.

Henri suchte nach ursprünglichen Ursachen des Mißverständnisses — so nannte er in diesem Augenblick, was er sonst seinen Kummer genannt —, das sie entweicht; er fand sie nicht mehr. . . . Warum war die Liebe aus ihrer traulichen Gemeinschaft gewichen? . . . Warum? . . .

Von Angst verzehrt, war er nicht mehr derselbe Mann, der noch wenige Stunden vorher, vor dem Zusammentreffen mit Blanche auf diesem Balle so fröhlich seine wiedererlangte Freiheit zeigte und sich deswegen glücklich pries. Es erschien ihm jetzt unentbar, einen Augenblick ohne die Sehnsucht nach der verlorenen Liebe gelebt zu haben. War er denn blind gewesen?

Ach! Hätte ihm sein Gewissen eine der feigen Ursachen seiner Dual erklärt, er wäre wie unter dem Schlege einer Dhrseige aufgefahren. Und thatsächlich kam seine Sehnsucht zum Theil aus dem Wunsche eines anderen; seine Liebe entstand aufs neue aus der Wunde, die man seinem Stolge geschlagen hatte.

Er erinnerte sich, diesen Thimory einst in der Gasse einer Sängerin ausgefodden zu haben, und diese Erinnerung war ihm ein kurzer Trost; doch seine Wuth ward heftiger; er wollte nicht, daß dieser Mann sich revanchirte!

Nie, nie sollte Blanche Jacques angehen! Lombrenil hatte die wahnsinnige Idee, ihn hier, mitten auf dem Balle, zu fordern. Doch die Vermuth hielt ihn davon zurück; lief er nicht Gefahr, seinen Rivalen der jungen Frau nur noch werther und theurer zu machen?

Mechanisch hatte er hinter Blanche die Vorhalle erreicht. Jacques Thimory legte ihr mit schmeichlerischen Gesten den Pelz um. Henri war heftig versucht, den Pelz aus den unbefugten Händen zu reißen, Blanche in die Arme zu nehmen und sie fortzutragen. Doch der Rest seiner torrekten Erziehung zähmte seine Gluth; er fürchtete außerdem den wahrscheinlichen Mißerfolg und den sicheren Skandal.

Er sahte sich um und verließ als erster die Halle. Eine neue Angst nagelte ihn auf der Straße fest. Die nervöse Erregung seiner Wuth schmolz und überließ ihn der Verzweiflung. Alles war verloren; Thimory war geliebt; er hatte ihm seine Blanche gestohlen!

Entsetzt blieb er auf dem Trottoir stehen. Er wollte doch noch sehen.

Das Compé fuhr vor, und Lombrenil sprang mit einem Sage so nahe heran, daß die Räder ihn streiften.

Ein Schludzen erleichterte seine Dual. Sie war allein. . . .

Doch hinter dem Wagen erschien Jacques. Lombrenil trat ihm in den Weg und fragte in gebieterischem Tone:

„Wo gehen Sie hin?“

Thimory sah den Gatten von oben bis unten an und erkannte ihn; dann erklärte er mit häßlichem Lächeln:

„Nach Hause, werther Freund!“

„Nein, Sie wollen sie auffuchen!“ stammelte Henri zitternd.

„Mein Lieber“, versetzte Jacques phlegmatisch, „Sie werden sich doch nicht mit einer posthumen Eifersucht lächerlich machen wollen? . . . Ich gehe nach Hause, habe ich Ihnen gesagt; aber würde ich auch anderswo hingehen, so hätte doch niemand von mir Rechenschaft zu fordern.“

Er wollte weiter gehen; doch Lombrenil hielt ihn zurück:

„Doch, ich!“

„Sie suchen also mit mir Streit? Gut! Ich stehe zu Ihrer Verfügung! Gestatten Sie mir nur, Ihnen eins zu bemerken: wenn es Ihnen gelingen sollte, mich zu tödten, so wird mein Tod Sie Ihrer früheren Frau nicht näher bringen; Sie werden ihr verhaßt sein; das wird der einzige Nutzen sein, den Sie davon haben. Dann reißt Sie diese unerwartete Eifersucht auch auf einen Weg, der Ihnen verhängnisvoll werden kann und muß. Frau Blanche de Saulges ist nicht mehr Frau Henri Lombrenil; sie ist frei, jung, reich und schön; andere als ich werden versuchen, ihr zu gefallen. Sie werden nicht alle tödten können!“

Von dieser Kaltblütigkeit verblüfft, schwieg Lombrenil, und Jacques fuhr fort:

„Seien Sie ruhig! Ich gehe heute Abend oder vielmehr heute Morgen nach Hause. Thun

Sie dasselbe! Sie werden darüber nachdenken; der Schlummer beruhigt das Fieber. Wenn Sie dann noch auf Ihren Ideen beharren, so werden Sie mich stets bereit finden. Auf Wiedersehen, werther Herr!

Er grüßte und entfernte sich schnellen Schrittes.

Henri blieb unbeweglich auf dem Trottoir stehen. Ein Gedanke stieg in ihm auf und bemächtigte sich seiner ganz und gar.

„Er geht nicht hin! Aber ich werde hingehen!“

Und fort stürzte er nach der Richtung, die Blanchés Wagen eingeschlagen hatte.

II.

In ihren Pelz eingehüllt, in ihr Coupé zurückgelehnt, fühlte sich die junge Frau von dem Ansturm der Erinnerungen bewegt und wunderte sich über die widerspruchsvollen Empfindungen, die sich während des Abends eingestellt.

Zuerst von der plötzlichen Begegnung mit dem Manne verwirrt, dessen Namen sie getragen, hatte Blanche sich in den Panzer ihres Stolzes zurückgezogen. Die Aufdringlichkeit Lombreuils, der sie mit seinen Schritten verfolgte, hatte sie als einen Triumph empfunden. Sie war also noch schön! Sie herrschte noch in seinem Herzen! Doch sobald Jacques sie angesprochen, wurden ihr die forschenden Blicke Lombreuils lästig. Der Zorn erfaßte sie; dieser Gatte hatte freiwillig seine Rechte abgetreten und war dann unverkündet genug, sie an die Vergangenheit zu mahnen.

Henri litt! Sein zerfürtes Gesicht zeugte von innerer Qual! Was that das? Auch sie hatte durch ihn gelitten; doch jetzt war sie frei und wollte glücklich werden!

Da hatte sie, wüthend auf dieses Phantom der Vergangenheit, den Fischen durch ihre Kolketten dem anderen gegenüber verkehrt und ihm gezeigt, daß sie frei war und daß an seiner Stelle Jacques thronte, der sie liebte und den sie lieben wollte.

Dennoch regte sie die schmerzliche Bewegung auf, die Henri gemacht, als ihr Coupé an ihm vorbeifuhr. Jetzt, da sie allein war, rief sie wieder die schönen Stunden ihrer Liebe zurück. Denn damals liebte sie ihn und er sie . . .

Welch' bittere Ironie! Zwei Jahre waren noch nicht verlossen, da hatte er sich als verhaßter Herr gezeigt.

Wie es angefangen? Nach den schönen Tagen der Reise, den wenigen köstlichen Monaten, die sie fern von allem und allen, in der Zurückgezogenheit des alten Familiensitzes verlebte, hatten die Blumen ihre Blätter verloren; der Regen hatte das Land unbewohnbar gemacht, und das granenhafte Paris hatte sie wieder aufgenommen.

Hier hatte Henri seine Klubkameraden wiedergefunden und sein Heim schrittweise vernachlässigt. Zuerst hatte sie geweint und die Rösche der Augen dem Gatten nicht verbergen können, der sich darüber ärgerte, statt daß sie ihn hätte rühren sollen. Nun hatte sie ärgerlich ebenfalls die Gesellschaft besuchen wollen, die sie schön fand und feierte; ihre Erfolge — so dachte sie — würden ihren Gatten schon zu ihr zurückführen. Doch Henri war dem Verhalten seiner Frau gegenüber gleichgiltig geblieben, und diese Gleichgiltigkeit hatte sie tief betrübt. Unglücklicherweise gestand sie es und glaubte, ein Recht zum Schmollen zu haben; Henri war das jedoch immer seltener nach Hause gekommen, und sie hatte das Uebel verschlimmert, indem sie ihm eine Scene machte, die mit einem Weinkrampf endigte.

Von neuem hatte sich der Zank bei ihnen eingemischt. Die harten und bissigen Worte vergrößerten das Uebel. Blanche sah sich allein im Leben, nachdem sie an das Glück geglaubt.

So war denn die Trennung schon vor der gesetzlichen Sanktion vollzogen. Sie wagte es, die Frage zu berühren und ihrem Gatten die Scheidung vorzuschlagen!

Sie sah Henri wieder, wie er ruhig am Kamin saß, seinen Kaffee trank und ihr zuhörte; fröhlich sprang er auf und rief mit lauter Stimme:

„Wer weiter verlange ich ja gar nichts, meine Theure!“

Dann zündete er sich eine Cigarette an.

In ihrem verletzten Stolz hatte Blanche ihren Entschluß aufrecht erhalten, und die Scheidung war ausgesprochen worden.

Und doch hatte Blanche in einsamen Nächten geweint!

Doch diese Thränen fielen ihr jetzt auf Herz und schärften ihren Haß!

III.

Das Rollen des Coupés, das ins Haus rollte, unterbrach die junge Frau in ihren Träumen. Schnell schritt sie in ihre Wohnung, die sie einst mit Henri bewohnt und zu der er jetzt die Schlüssel befaß. Sobald sie sich entkleidet, verabschiedete sie ihre Kammerfrau, warf ein Peignoir über, und da sie unmöglich schlafen konnte, so setzte sie sich am Kamin nieder und versenkte sich in die Vergangenheit.

Eigentlich hätte sie fröhlich sein müssen, denn in der Angst des Mannes, der ihre Liebe einst verschmäht, hatte sie ihre Rache gefunden, und doch ließ sie diese Rache kalt; ihr Sieg war nur ein Pyrrhus'ster gewesen.

Die todte Vergangenheit tödtete die Zukunft in ihr.

Ja, sie hatte das Recht, diesen Mann zu hassen, der, nachdem er die Blüthe ihrer Jugend gepflückt, sie in das Leben, in das Dunkel zurückgestoßen, in das die Luft nicht mehr drang, die belebt und stärkt . . . und sie hätte diesen Henri so gern da gehabt, lebend und bittend, um ihn mit ihrer Verachtung zu überschütten, mit ihrer Wuth zu peitschen und sich endlich an ihm zu rächen!

Blanche unterdrückte einen Schrei; ihre Augen vergrößerten sich vor Entsetzen; die Thür ihres Zimmers öffnete sich, und blaß und zitternd stand ein Mann vor ihr!

IV.

Schnell trat er näher und warf sich zu ihren Füßen nieder.

Sie sah ihn an, doch sie fand nicht mehr die Worte, mit denen sie ihn noch eben hatte peitschen wollen, und nur ein Schluchzen brach von ihren Lippen.

Dieses Geständniß der Schwäche entsetzte Lombreuil und erfüllte ihn doch mit einer Hoffnung.

Er murmelte ganz leise:

„Verzeihung!“

Doch so leise es auch gesprochen worden, dieses Wort zerriß den Zauber der Stille.

Blanche faßte sich, sprang auf und entfernte sich von dem Lebenden.

„Verzeihung!“ wiederholte er. Der Zorn stieg von neuem in der jungen

Frau auf und ersticke die geheimen Gefühle des Herzens; dann erwiderte sie:

„Niemals!“

Henri beugte die Stirn, und von neuen herrschte tiefes Schweigen. Die Aufregung dieser stummen Scene stimmte Blanche weicher als jede Bitte; der Schmerz, den die demüthige Haltung und die Niedergeschlagenheit dieses Mannes bekundete, den sie als so hochmüthig gekannt, verschönte ihren Groll; sie schrieb dem Mitleid diese Umwandlung zu, die doch nichts anderes war als das Erwachen ihres Herzens.

Weit öffnete sie das Fenster und sog die Morgenluft ein. Der dunkle Azur des Himmels verschwamm nach Osten; einer nach dem andern löschten die Sterne ihre ersterbenden Lichter aus. Die Morgenröthe färbte den Horizont mit unklarer Blässe, deren farblose Durchsichtigkeit wie ein düstres Lächeln erschien. Die verschwindende Nacht zog über die vom Winter entblätterten Bäume einen kaum wahrnehmbaren, aber doch unendlich düsteren Schleier. Indessen brachte der Wind die Diste der vorzeitigen Frühling Blumen. Auf den Spitzen der Lilien wagten sich schnee Knospen hervor, und die düstige Seele der ersten Beilichen strömte sich gleichsam in einem saufen Hauche aus.

Eine rosigte Aureole zog über den Horizont, erweiterte sich, erfüllte den Aether, übergoss mit Gold den Himmel, aus dem ein leuchtender Punkt sich erhob. Die Sonne ging auf!

Henri hatte sich aufgerichtet und war hinter Blanche getreten; er hatte den Tod der Nacht und die Wiedergeburt des Tages betrachtet; alle beide hatten in geheimnißvoller Uebereinstimmung den Schatten in der triumphirenden Wiederauferstehung der Sonne ersterben sehen, und beide dachten gleichzeitig, daß auch die dunkle Gegenwart in einem Neuwachen der Liebe entschwinden könnte.

Sie sahen sich an und hatten sich verstanden! „Mein Weib!“ schluchzte Henri, und in den Armen, die sich ihr öffneten, fühlte Blanche aufs neue die Allgewalt des ersten Kusses.

Dem geehrten Publikum empfehlen wir hiermit unsere gut abgelagerten und als vorzüglich bekannten Biere, als da sind

Kodzer helles Märzenbier,

Kodzer dunkles Märzenbier,

Kodzer helles Lagerbier,

Kodzer Pilsner,

d. echten Pilsner an Güte nicht nachstehend.

Ersatz für die bairischen dunklen Biere.

Bestellungen auf obige Sorten Bier sowohl in Fässern wie in Flaschen werden prompt ausgeführt.

Telephon-Verbindung.

Gebrüder Gehlig,

Dampfbrauerei.

Einzig echter tanninhaltiger



Saint-Raphaël

Vor Nachahmung wird gewarnt.

besten Stärkungswein, empfohlen von ernsten medicinischen Autoritäten. Nur echt mit dem Wappen der Stadt. St. Raphael.

Zu haben in allen größeren Wein- und Droguengeschäften, sowie Apotheken.

Die erste Lodzer Goldleisten-Fabrik

JOHANN GOLDA,

Lodz, Dlugastrasse Nr. 101

empfehlen Gold- und Barock-Leisten in allen Breiten, von den einfachsten bis zu den feinsten Mustern, in gediegener Ausführung und zu durchaus civilen Preisen.

Gleichzeitig empfehle ich mich zur Lieferung und Ausführung von Stab- und Tafel-Parquet-Böden in bekannter Güte.

Hochachtungsvoll Johann Golda.

Herrenanzug-Stoffe

in jeder Geschmacksrichtung, aus den bestenomirtesten Fabrikten offerirt:

Das Tuchgeschäft J. W. WAGNER,

Krótko-Strasse Nr. 1345/7 neu, von der Grand-Hotel Ecke das 3. Haus.

PATENTE aller Länder GEBRAUCHSMUSTER besorgentlich verwahrt. J. Brandt & G. W. Nawrocki BERLIN, Friedrichstr. 78. Eintragung von Warenzeichen.

Badeanstalt,

Widzewska Nr. 120.

Schwimmbassin, Bannbäder und Douchen.

Täglich von 7 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends.

Russ.-römische und russische Dampfbäder, nur Donnerstag, Freitag und Sonnabend geöffnet.

Abonnementsbillets an der Casse zu ermäßigten Preisen.

Zur Umzug-Saison empfiehlt

dem geehrten Publikum N. B. Mirtenbaum, Petrikauer-Str. 33

große Auswahl von

Linoleum:

in Rollen zum Belag ganzer Zimmer und Geschäftslokale, in Läufern für Zimmer und Treppen, in Teppichen von 50 Kop. p. o. Stück.

Wachstuche in Teppichen, Läufern und Tischdecken.

Plüsch-Teppiche, Käufer in Plüsch, Wolle, Cocos und Jute.

Brünger Empire.

Goldene Medaille London 1893

Vor Nachahmungen wird gewarnt! Hygienische

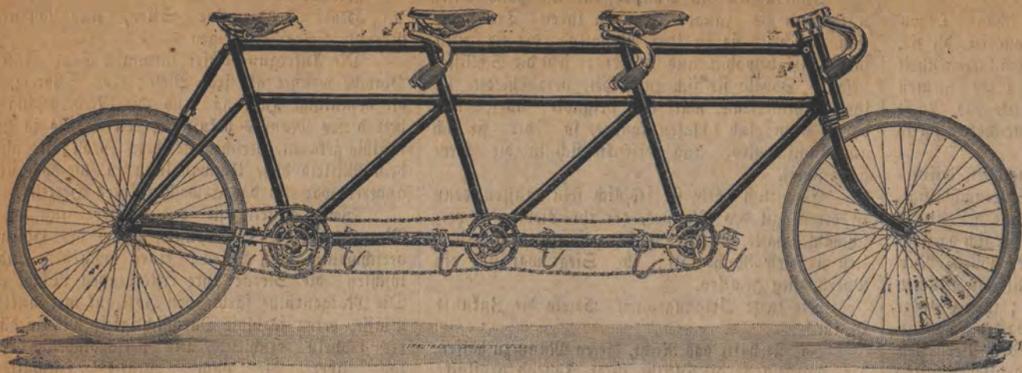
Vor-Thymolseife vom Frouisor

S. F. Jürgen, gegen Finken, Sommerprossen, gelbe Fleden und übermäßiges Transpiriren, empfiehlt sich als wohriehende Toilettenseife höchster Qualität. Zu haben in allen größeren Apotheken, Droguen- und Parfümeriewaren-Handlungen Russlands und Polens. 1/2 Stück 50 Kop., 1/4 Stück 30 Kop. Haupt-Niederlage bei S. F. Jürgen in Wollau. In Lodz bei E. Silberbaum.

Geldschränke,

Cassetten, Copirpressen, Straßensprizen, Salonstühle, Sicherheits-Schlösser, Selsfaktorleiten, Krepplentien, Kleitendrait etc.

Preis auf Lager Karl Zinke, Przejazd-Str. Nr. 16.



Wir erlauben uns dem geehrten Publikum zur Kenntniss zu bringen, daß das Schließen des Ladens zum Detail-Verkauf unserer Fahrräder an der Petrikauer-Straße Nr. 87 keineswegs eine Verminderung unserer Produktion bedeutet, im Gegentheil sind wir, durch Ersparung der Unkosten beim Unterhalt eines Ladens und durch die Verlegung des

Detail-Verkaufs nach unserer Fabrik

St. Andreas - Straße Nr. 25/27,

in die Lage versetzt, unsere als „vorzüglich“ anerkannten Fahrräder zu billigeren Preisen verkaufen zu können.

Hochachtungsvoll

Gebrüder Lange, Fahrradwerke.



Die Sosnowicer

Glasfabrik

empfiehlt ihre anerkannt besten



Fenster Scheiben

deren Niederlage

S. Felix, Petr.-Str. 20

Telephon-Verbindung,

stets auf das beste assortiert und jeden Bedarf auf das prompteste und in convenientester Weise zu liefern im Stande ist.

Herr Felix übernimmt auch vollständige Verglasungen von Neubauten und trägt Sorge für die pünktlichste und genaueste Ausführung der Aufträge. Bekanntlich steht die Qualität unserer Scheiben den belgischen nicht nach, weshalb man sich unserer Fabricate bei den vornehmsten Bauten bedient.

N. B. Das geehrte Publikum wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Preise sämtlicher Fenster-Scheiben gegen früher bedeutend ermäßigt sind.

Bitte auf die Hausnummer Petrikauerstr. Nr. 20 zu achten.

Trinket Ceylon-Thee!

Trinket Ceylon-Thee!!

Trinket Ceylon-Thee!!!

- Ceylon-Thee** ist ökonomisch.
- Ceylon-Thee** ist sehr gesund.
- Ceylon-Thee** ist reinlich zubereitet.
- Ceylon-Thee** ist der beste von Geschmack und Aroma.

Jährlicher Verbrauch von Ceylon-Thee in Russland über 10,000,000 Pfund 10,000,000.

Streichfertige Oelfarben

in allen Nuancen empfiehlt die Farbwaren-Handlung

W. L. Kosel,

Przejazdstraße Nr. 8.

Wohnung

bestehend aus 5 Zimmern nebst Zubehör in der 1. oder 2. Etage wird **per sofort** gesucht. Zu erfragen bei Herrn Wilhelm Ginsberg, Neuer Ring Nr. 8.



„AKO“ ist ein Sohlenconservierungsmittel, wie Sie es noch nicht kennen! Es besitzt nämlich die Eigenschaft, die Dauerhaftigkeit Ihrer Schuhsohlen um das Dreifache zu erhöhen und verringert dadurch Ihre Ausgaben für dieselben über 500%; dazu kommt noch das lästige Befohlenlassen des Schuhwerks in Wegfall.

„AKO“ macht ferner die Sohlen vollständig wasserbicht, schützt Sie daher vor feuchten und kalten Füßen und deren Folgen. Erhältlich in allen größeren Droguen-, Leder- und anderen Handlungen.

Lodzer Actiengesellschaft für Lagerhäuser

und

Waarenversicherung

mit Warranterteilung.

Telegramm- und Telephon-Adresse:

„Warrantbank“.

Actienkapital Rs. 1,875,000.

Comp'oir: Lody, Wlczewska 70,

Lagerhäuser: Lody, Wodna 42, (mit

Eisenbahngleis),

Lody, Segielnana 31,

Alexandrow pogr. (mit

Eisenbahngleis)

Lagerung.

Wir übernehmen Güter jeder Art — außer feuergefährlichen und leicht verderblichen — zur Aufbewahrung und Versicherung gegen Feuerfäden und stellen darüber einfache Lagercheine aus.

Beleihung.

Gegen Entrichtung des Taggeldes stellen wir über alle zur Lagerung übernommenen Waaren Doppelcheine (Warrants) aus, bestehend aus dem Lagerchein und dem Lagerpfandschein. Beide Scheine sind durch Giro übertragbar. Der Lagerpfandschein unterliegt dem Wechselrecht und kann bei uns oder irgend einem Bankhause bevoorschusst werden. Wir selbst jedoch bevoorschussen nur Warrants über bei uns lagernde Rohprodukte und Halbfabrikate, nicht aber solche über Ganzfabrikate. Die Bedingungen der Vorschußerteilung sind vom Finanzminister bestätigt.

Commissions-Geschäft.

Wir übernehmen den commissionsweisen Verkauf der bei uns lagernden Waaren im In- und Auslande und remittieren der Erlös nach dem Wohnort des Besitzers.

Expeditions-Geschäft.

Wir besorgen die Verzollung und Verfrachtung vom Export- u. Importgüter und veranlassen alle diese Kosten.

Das Lagerhaus als Güterbahnhof.

Unsere Lagerhäuser in Lody und Alexandrow pogr. sind mit dem Eisenbahnstrang verbunden und bilden einen Theil der betreffenden Güterstationen, so daß Wagonladungen, an uns adressirt, von der Eisenbahnverwaltung ohne Umladung vor unsere Lagerhäuser gestellt werden. Ebenso können abgehende Wagonladungen von unserer Kaimpe aus verladen und direct ohne Umladung besördert werden.

Agenturen.

Der Firma S. Kuznitski & Co. haben wir für Ihren Stammsitz in Breslau und alle Filialen im In- und Auslande unsere Vertretung übertragen. Genanntes Haus wird an allen diesen Plätzen als unsere Agentur figuriren.

Eaux minérales des SOURCES de l'ÉTAT

VICHY CELESTINS GRANDE-GRILLE, HOPITAL

AVOIR SOIN DE DESIGNER LA SOURCE

C. Otto Fischer,
Geschirrfabrik,
Lody, Srednia-Strasse Nr. 10



empfiehlt sein reichhaltiges Lager compl. Geschirre, sowie einzelne Geschirtheile in feinsten Ausführung, zu den billigsten Preisen. — Kutschpeitschen, Reitpeitschen, Wagen-Saternen — in größter Auswahl.

**Teppiche, Gardinen, Stores, Dielen- und Treppenläufer,
Möbelstoffe, Tisch- und Bettdecken,
sind in großer Auswahl eingetroffen.**

Joseph Herzenberg, 23! Petrikauer-Strasse 23!

GEBR. KOISCHWITZ

aus Berlin. Pianoforte-Fabrik aus Berlin.

Großes Lager

von

Flügeln, Pianinos, Harmoniums hiesiger, deutscher wie amerikanischer Fabriken. Größte Reparaturwerkstätte der Stadt Lodz. Annahme von Stimmungen, Reparaturen, Aufpolierungen.

Teilzahlung gestattet. Weitgehendste Garantie.



**Das elektrotechnische Bureau
Henryk Hoser,**

Vertretung der Firma

Siemens & Halske,

Lager aller elektrotechnischen Artikel, befindet sich jetzt auf der

**St. Andreasstraße Nr. 14,
Haus F. Kindermann.**

**Schlesischer Obersalzbrunnen
Oberbrunnen**

Als alkalische Quelle ersten Ranges bereits seit 1601 erfolgreich verordnet.

Brennenschriften und Analysen gratis und franco durch den

Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Obersalzbrunn.
Furbach & Striebel, Salzbrunn in Schlesien.
Niederlagen in allen Apotheken und Mineralwasser-Handlungen.

**Die Verwaltung des Milchgeschäfts
(Ziemiańska)**

Lodz, Dzielną-Strasse Nr. 30

beehrt sich hiermit zur Anzeige zu bringen, daß sie zu Ende des laufenden Monats Juli im Hause des Herrn Jarzembowski Petrikauer-Strasse Nr. 184

eine Siliiale

eröffnet, in welcher die durch ihre vorzügliche Qualität bekannten Milchprodukte der Molkerei zum Verkauf gebracht werden.

Lager

optischer u. chirurgischer Apparate,

Elektrische Glockenleitungen

und Telephon-Anlagen,

General-Vertretung von Hammond-Schreibmaschinen.

Photographische Apparate,

Platten, Zubehör u. Chemikalien

in großer Auswahl zu billigen Preisen.

zur Verfügung, um Dunkelkammer Platten einzulegen

bei

A. Diering, Optiker

Petrikauer-Strasse Nr. 87.



Act.-Gesell.
A. RALLET & Co.
Parfumerie
FRÜHLINGSWEHEN,
Odeur, Seife.
Moskau,
1) Passage Solodownikow,
2) Tverskaja, Haus Spiridonow
St. Petersburg,
Newsky 18,
und in den besten Handlungen Russlands.

Das Ältestenamts

der **Weber-Tunung**

der Stadt Lodz ladet alle Herren Mitglieder zu der am Montag, den 5. (17.) Juli a. c., um 4 Uhr Nachmittags im Meisterhausjaale stattfindenden

Quartal-Sitzung

hiermit ganz ergebenst ein.

**Urząd Starszych
zgrupowania tkaczy**

in Lodzi uprzejmie zaprasza p. p. majstrów na

SESSJE KWARTALNA

odbyć się mającą w Poniedziałek dnia 5 (17) Lipca o godz. 4 po południu r. b. w Majsterskim domu.

Stelle-Angebot.

Junger Mann, der mit der Drogen-Branche gut bekannt ist, kann sofort eine Stelle bekommen in der Drogenhandlung von Seweryn Widerszal in Lodz, Pr. Kadziomostka Nr. 13. Außer der polnischen u. russischen, ist die genaue Kenntnis der deutschen Sprache erforderlich. Anmeldungen persönlich oder brieflich p. Abr. Seweryn Widerszal, Lodz.

Möbel-Verpackung!

Umzüge

auf Federrollwagen mit Achsen Ruten, unter persönlicher Aufsicht übernimmt **Michael Lentz,** Widzewska-Strasse Nr. 77.

Gebrachte

Zwirnmaschinen

werden verkauft

Kürzel's Fabrik.

Actiengesellschaft für mechanische Holzbearbeitung,
A. M. LUTHER,
Reval
empfeht als Spezialität ihre äußerst massiv und solid gebauten **amerikanischen Schreibtische,** complete Bureau-Einrichtungen, sowie sonstige Möbel.
General-Vertreter für das Königreich Polen:
Antoni Rauch, Warschau,
Neue Welt Nr. 41.



**Für H. Zirkler's
Privat-Handels-Klassen**

mit 2-jährigem Kursus, sowie für die **Vorbereitungsklassen**

mit dem Kursus einer 2-klassigen Schule, werden Schüler angenommen, und zwar für die Handelsklassen, über 12 Jahre alt, die eine 2-klassige Schule beendet haben für die Vorbereitungsklassen auch jüngere Knaben mit geringeren Kenntnissen. Gelehrt wird außer allgemeinbildenden Gegenständen, noch: einfache und doppelte Buchführung, Commerzrechnen, Correspodenz, commerciale Geographie und Wechselrecht.

Gesuchen um Aufnahme wolle man Schulzeugnisse, Standeszeugniß und Taufschein resp. Geburtschein belegen. Anmeldungen werden täglich, außer an Sonn- und Feiertagen, von 9-12 Uhr Vormittags entgegengenommen.

Adresse: **Naturot-Str. Nr. 37.**

Empfehlenswerth!

Wer die einfache und doppelte Buchführung für den geringfügigen Preis v. Nr. 35 erlernen will, wende sich mit einer Offerte unter Chiffre J. R. 42. an die Exp. d. S. Bl.

**Zwei massive
Eichenschränke**

in solider Ausführung sind wegguzuhalter billig zu verkaufen. Zu erfragen Petrikauer-Strasse Nr. 146 bei Josef Rosiak.

Carl Kühn

pract. Rasseur, übernimmt erfolgreiche Massage- und Bewegungskuren für erwachsene u. Kinder, wohnt jetzt Andryja 37, Wohnung 31.

Gefrorenes

in sechs verschiedenen Gattungen, nämlich feisch, Charlotte glacés, Eis-Crème, Prince picle, Eis-Lasche und römischen Punsch empfiehlt:

Die Conditorei von J. Schmagier, Petrikauer-Strasse Nr. 28.

Akuszerka

przyjmuje panie, spodziewajace się slabości, udziela porad. Pokoje oddzielne wspólne wygodne. Złota 8-9 front róg Marszałkowskiej w Warszawie.



**Crème Kazimi,
„Metamorphose“
gegen Sommerprossen.**

Einziges Merkmal der Echtheit ist die Aufschrift „Kazimi“, die bei Fälschungen fehlt.

Zu haben in allen Apotheken und Parfumerien.

Hauptdepots:

Gandilshaus I. B. Segall in Wilna u. Odesa.

In Moskau bei M. A. Goldberg, Maroskita, Diewlatski Perewol, Haus Schipow.

Vergrößerungshalber

ist eine aus renommirter ausländischer Firma stammende 4-6-pferdige Dampfmaschine nebst stehendem Kessel und Rohrleitungen, Vorwärmer und Speisepumpe sofort zu verkaufen und nur noch einige Tage im Betriebe zu sehen. Näheres bei C. Krüger, Widzewska-Str. 139.